Die
Schöne Gartenkunst,

in ihren Grundzügen gemeinfaßlich dargestellt.

Ein Versuch

zur ästhetischen Begründung derselben

von

K. E. Schneider, Dr. phil.

Stuttgart 1882.
Verlag von Eugen Ulmer.

Buchdruckerei von Eugen Metzger in Ravensburg.

Vorrede.

Hat je ein Erstlingswerk nötig gehabt, unter dem bescheidenen Titel eines „Versuchs" an's Licht zu treten, so ist es das vorliegende über die „Gartenkunst". Denn es ist nicht so glücklich, eine schon vorhandene Wissenschaft nur tiefer zu begründen oder in den Details näher auszuführen; es unternimmt vielmehr das kühnere Wagnis, eine noch nicht existierende Wissenschaft erst anzubahnen, eine noch immer bestehende Lücke im System der Ästhetik annähernd auszufüllen. Wunderbar! Die in der Praxis — mit Ausnahme der Musik — verbreitetste und dem Gemüte am nächsten stehende Kunst, eben die Gartenkunst, ist, ihrer technischen Ausübung nach, die principloseste, die unsicherste von allen; und als wissenschaftliches Objekt

ist sie die am meisten vernachlässigte, erschöpfend und den übrigen Künsten analog noch nie behandelte. Woher diese doppelt befremdliche Erscheinung? Woher jene Gesetzlosigkeit und Willkür, woher diese Vernachlässigung und Verspätung? —

Diese Fragen finden ihre gemeinsame Beantwortung in der einen Grundthatsache, aus der sich zugleich alle Eigentümlichkeiten, alle Vorzüge wie Mängel der Gartenkunst erklären: daß wir uns mit dieser Kunst, abweichend von allen andern, auf den Boden der Natur gestellt sehen, deren Vegetation das Material und Arbeitsfeld der Gartenkunst ist; daß wir in die grüne Schöpfung draußen verwiesen sind, diese Welt außerhalb des Menschen und seiner Werke, dies Reich voll stillen oder bewegten Lebens, und daß — was vor allem betont werden muß — diese schöne, uns so vertraute Natur ungeistig und unbewußt, ohne Willen und Thatkraft ist. Ein rein stoffliches, halb elementares, halb organisches Reich, voll roher Massen und blinder Kräfte, die nur durch eine höhere Schöpferkraft in Bewegung gesetzt und zur Erzeugung des Lebens befähigt werden, ist die Natur ohne Geist und Bewußtsein, weiß sie nichts von sich noch uns, kann sie nicht denken, nicht fühlen noch handeln, wie wir, ist sie also der gerade Gegensatz zu uns geistbegabten, vernünftig denkenden Menschen.

Daß trotzdem in ihr der allgegenwärtige Weltgeist, die Gottheit belebend und ordnend walte, und daß dadurch auch die Natur erst Inhalt, Wert und Schönheit bekomme,

war von jeher eine unbekannte Wahrheit und ist es zum Teil noch jetzt. Immer war die Natur nur die grüne Umgebung des Menschen und seiner Wohnstätten, nur das fruchttragende Ackerland, nur der selbstverständliche, gleichgiltige Boden, auf dem er wandelte und schaffte. Ein Interesse also, die Natur in weitere Pflege zu nehmen und für menschlichen Genuß zu verschönen, war etwas Unmögliches, und eine Gartenkunst in unserm Sinne daher nirgends vorhanden. Diese **Verkennung und Verspätung der Gartenkunst ist die erste Folge der Ungeistigkeit der Natur.**

Sogenannte „Gärten" zwar hat es seit Alters gegeben, seitdem ein gewisser Veredlungstrieb schon im rohen Menschen sich zu regen begann, zum Nützlichen das Angenehme, zur leiblichen Ernährung den ästhetischen Genuß zu fügen, indem man von dem nutzbaren Felde ein freigelassenes Stück als schmückenden Blumen- oder Baumplatz anlegte. Unkenntnis jedoch vom Wesen und Werte der Natur verleitete sehr bald zur Künstelei, und die ganze Geschichte der Gartenkunst hat, mit wenigen Ausnahmen, von Anfang an fast nur Experimente und Mißgriffe zu verzeichnen, weiß nur von Gärten zu berichten, die in einer Anhäufung von Gebäuden, in kuriosen Bodenformierungen, in überraschenden und geschmacklosen Kunststücken der Mechanik bestanden, die man alle in einem umgrenzten Stück der freien Natur anbrachte und mit dem grünen Naturausschnitt zusammen einen „Garten" nannte.

Vorrede.

Erst nach dem Jahre 1720 ist der englische Gartenstil, der einzige, der die Gartenkunst zu ihrer allein richtigen Verwirklichung, nämlich zum idealschönen Naturgarten führte, in's Leben getreten, anfangs freilich noch etwas wild und mit der naturwidrigen Geradlinigkeit des französischen Stils gemischt. Seine läuternde Befreiung aus diesem Zusammenhange aber und seine Weiterbildung in Deutschland gehören sogar erst unserm Jahrhundert an und bedürfen noch immer weiterer Verbesserung, noch strengerer Reinhaltung von Ungehörigkeiten. Mehr als jede andere Kunst ist die Gartenkunst, auch heute noch, eine probierende und lernende, die nur durch Versuche und Irrtümer zu einiger Sicherheit vordringt; und auch diese Sicherheit ist nur eine bedingte, da ihr noch die letzte Begründung fehlt.

Die Gartenkunst ist also, als wirkliche Kunst genommen, in der That erst eine Schöpfung des letzten Jahrhunderts, die spätest geborene unter ihren Schwestern, kein Kind des klassischen Altertums und des europäischen Südens, wo ja vornehmlich die bildenden Künste ihre Heimat und höchste Blüte hatten, keins des Christentums und der mittelalterlichen Kirche, welche die Malerei und die Musik in's Leben riefen. Erst, wenn man sie als ein Erzeugnis des modernen Naturgefühls und des gemütvollen germanischen Nordens auffaßt, beurteilt man sie richtig: ein Geschenk der Gegenwart an sich selbst, zu dessen endlichem Hervortreten alle Kultur- und Geistesfaktoren der Neuzeit unbewußt haben mitwirken müssen.

Vorrede.

Die zweite Folge der Ungeistigkeit der Natur ist die Vernachlässigung der Gartenkunst von Seiten der philosophischen Wissenschaft. Diese beruht bekanntlich auf denkender und erkennender Vernunfttätigkeit und ist als solche ein Rückzug des Geistes aus der Welt, wobei der offene Blick, der warme Sinn für das Naturleben nicht gerade gestärkt wird. Nur als ein Erkenntnisobjekt gilt der Wissenschaft die Natur, deren Dinge und Erscheinungen sie nach Entstehung und Eigenschaften, nach Gesetzen und Anwendbarkeit untersucht.

Etwas durchaus anderes ist dagegen die Natur nach Seiten der Schönheit, ihrer sinnlichen Wirkung auf Sinne und Seele. Von dieser Seite ist die Natur keine bloße Anhäufung mehr von abstrakten Begriffen, kein trockenes Knochengerippe mehr aus Stoff und Kraft, Gesetz und Bewegung u. dgl., sondern eine Werkstatt göttlicher Lebenskräfte, ein Ausstellungssaal voll unvergleichlicher Schönheitsbilder: überall saftiges, duftiges Wachstum, licht- und farbenerfüllter Glanz, daseinsfreudiges Gewimmel und Getümmel; in der Tiefe das dumpfe Rauschen ewiger Lebensquellen, und in der Höhe der stille Gang der Gestirne durch die Nacht. Diese tiefern Züge des Naturlebens, dies ahnungsvolle Walten des Weltgeistes in ihm, dies Aufleuchten und Heraufsteigen der verhüllten Gottheit an die Oberfläche der Erscheinungswelt — dies eben macht die Schönheit der Natur aus.

Und diese zu erkennen, setzt denn allerdings auch eine

tiefere und deshalb seltenere Gabe voraus: den Natursinn, in welchem das Gemüt all das unentwickelt gebliebene Leben am Boden, all die verhaltenen Rufe der aufwärts ringenden Schöpfung mitfühlt und ihre unverschuldete Armut aus seiner reicheren Menschlichkeit beseelend ergänzt. Dieser Natursinn aber, diese gemütvolle Auffassung der Natur fehlt den Philosophen fast ausnahmslos; und eine Kunst, die sich auf die Natur stützt, wie die Gartenkunst, muß notwendig außerhalb ihres Gesichtskreises fallen, also vernachlässigt bleiben.

Jedoch erst die neuere Philosophie nimmt solch' ablehnende Haltung gegen die Natur und die Gartenkunst ein, während die Philosophie des vorigen Jahrhunderts noch unbefangen anschauend und aufnehmend war, noch offenen Blick für Welt und Natur hatte und auch dem Naturschönen noch warme Sympathie entgegenbrachte. Dies bestätigen sogleich die ersten Bahnbrecher und Weckerufer für die junge Kunst, die beiden Philosophen Sulzer und Hirschfeld um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, also gerade zu einer Zeit, wo die Gartenkunst mit Erfindung des englischen Stils bei ihrem Ideal angekommen war und daher bedurfte und verdiente, auch von Seiten der prüfenden Wissenschaft in ihrer Berechtigung anerkannt zu werden.

Johann George Sulzer's Artikel „Gartenkunst" in seiner alphabetisch angeordneten „Allgem. Theorie der Schönen Künste" u. s. w. (2. Teil, 2. verbesserte Auflage,

Leipzig, 1778. S. 184 ff.) ist der früheste Hinweis auf die neue Kunst, und Sulzer selbst der erste Ästhetiker überhaupt, der die Gartenkunst als eine ästhetisch beachtenswerte und würdige Kunst empfohlen hat, hauptsächlich wegen ihrer Analogie mit den „zeichnenden", d. h. bildenden Künsten, indem beide „die schönen Formen der Natur zum Besuche der Kunst geschmackvoll nachahmen."

Christian Cay Laurenz Hirschfeld sodann gab in seiner „Theorie der Gartenkunst" (5 Bde. Leipzig, 1777—1782) dem Sulzer'schen Vorschlage die erste wissenschaftliche, jedoch noch nicht systematische Ausführung, zugleich in einer so eindringlichen Sprache, daß man jedem Worte die volle Überzeugungswärme des Verfassers für seine heilige Sache anhört. Gründlich und planmäßig bespricht er zunächst „die Gärten und den ihnen zu Grunde liegenden Geschmack in alter und neuer Zeit", sodann „die Gartenkunst als schöne Kunst, ihre Bestimmung und Würde", weiter die beiden Stile, den französischen und englischen, in detaillierender Ausführlichkeit, sowie die übrigen, historisch wichtig gewordenen Gartenanlagen und versinnlicht hervorragende derselben durch anschauliche Illustrationen. Der Hauptwert des Werkes aber ruht, wie schon des Sulzer'schen, in der Betonung des Naturprincipes und dessen maßgebender Vorbildlichkeit für die Gartenkunst.

Nach diesem glücklichen Anfange vor gerade hundert Jahren, wo die Philosophen die Natur noch unbefangen, ohne die abschwächende Brille eines Systems ansahen, tritt

Stillstand in der Wertschätzung der Natur und demzufolge auch in der wissenschaftlichen Behandlung der Gartenkunst ein. Von Hirschfeld bis auf Hegel herab schweigen die Philosophen die kaum geborene Kunst wieder tot; und seit Hegel sind Wiederbelebungsversuche an ihr überhaupt nicht vorgenommen worden. Mit dem gesamten Weltstoff werfen die Weltweisen auch die Natur in den Destillierapparat der Spekulation, um sie auf ihren reinen Geistesgehalt zu prüfen — und da verliert sie denn freilich ihre frische Unmittelbarkeit und hört auf, ein selbständiges, still in sich befriedigtes Reich zu sein. Als entfleischtes Skelett vielmehr, als schattenhafter Schemen ohne Saft und Kraft steigt sie aus der philosophischen Retorte wieder hervor, zur abstrakten „Negation des Geistes", zum inhaltlosen „Außersichsein der Idee" verflüchtigt, wie Hegel es nennt.

Dieser Philosoph, der einflußreichste des Jahrhunderts und das Haupt einer noch immer fortwirkenden, weitverbreiteten Schule, läßt den Garten nicht als einen Ausschnitt der grünen, laubfrischen Natur gelten, sondern nur als Fortsetzung des Hauses oder Palastes in's Freie hinaus, als geometrisch zugeschnittene Bodenfläche mit geradlinigen Beeten und Wegen, glattgeschorenen Hecken u. s. w., als mathematisch konstruierte „Wohnung unter freiem Himmel." Also nur der architektonische, d. h. der französische Garten findet Gnade in Hegel's Augen, weshalb er denn in seiner Ästhetik die Gartenkunst auch nur am Schlusse der Baukunst und als einen bloßen Anhang zu dieser bespricht (Vorlesungen

über die Ästhetik. Berlin, 1837. 2. Bd., S. 351. Hegel's Werke. Vollst. Ausg., 10. Bd.)

Auch Vischer (Ästhetik oder Wissenschaft des Schönen. Stuttgart, 1854, 3. Teil, S. 772) erkennt die Gartenkunst als keine selbständige Kunst an, sondern nur als eine Art Grün- und Buntmalerei am Boden, weshalb er sie denn auch dieser Kunst, der Malerei, als Anhang folgen läßt. Durch diese Auffassung bringt er sich um die Möglichkeit, den Garten und die Gartenkunst wissenschaftlich als das darzustellen, was sie der allgemeinen Anschauung und Praxis nach sind: ein umgrenzter, ideal verschönter Naturausschnitt zu behaglichem Genuß, und die Kunst, einen solchen Ausschnitt zu schaffen. Statt die Vegetation zu idealisieren, — wie Vischer ganz richtig die Aufgabe der Gartenkunst bezeichnet — will er, plötzlich abweichend von dieser richtigen Fassung, den „Spaziergang" auf der malerisch bunten Fläche idealisiert wissen; dies aber kann doch erst geschehen, wenn zuvor die Bodenfläche selbst ideal verschönt ist. Gerade bei Vischer muß man diese mehr originelle und geistreiche als sachgemäße Auffassung des Gegenstandes bedauern: denn seine Behandlung der Gartenkunst, des so tiefblickenden und selbst natursinnigen Denkers, würde die gründlichste und systematisch unangreifbarste geworden sein.

Fremder noch stehen die spätern Ästhetiker, Carriere, Lemcke, Schasler u. A. unserer Kunst gegenüber. Allenfalls ein Naturschönes erkennen sie noch an und widmen ihm, wie z. B. Carriere, warme Worte des Mitgefühls

und der Bewunderung. Aber den letzten, so naheliegenden Schritt, vom Naturschönen aus die Gartenkunst selbst zu gewinnen, thut kein einziger von ihnen; in keinem ihrer Werke über die Ästhetik findet die Gartenkunst eine Besprechung, in ihrem ganzen System haben sie keine Stelle für sie — alle, die großen wie die kleineren, aus dem gleichen Motive, daß ihnen die Natur, weil bloß stofflich und ungeistig, kein würdiges Material erscheint, um eine ideale Kunst darauf zu begründen — wie uns dünkt, mit Unrecht.

Denn die gemeinsame Aufgabe der Künste, die Idealisierung der Wirklichkeit zu ihrer höchsten Vollkommenheit, zur reinen Schönheit, vollzieht die Gartenkunst so gut, wie die Plastik und Malerei, wie die Musik und Poesie, wenn sie aus den Gewächsen des Bodens etwas Besseres, Reineres, Erfreuenderes macht, als sie ursprünglich sind, indem sie an einem ausgewählten Orte der weiten Landschaft die Gewächse durch Kultur veredelt und zu einem planvoll geordneten Ganzen zusammenschließt. Und wenn sie dann weiter ideale Kunstwerke in das grüne Gehege stellt und deren stillen Geistesadel auf die Vegetation übergehen läßt; oder wenn sie die Gewächse mit dem Blicke der Seele anschaut und Sprecher von Gefühlen, Träger von Herzensbeziehungen in ihnen sieht — ist das, fragen wir, auch noch rohes Wachstum, wie draußen in Feld und Wald? Ist hier nicht eine Beseelung und Vergeistigung, nicht eine Verklärung zur Schönheit, eine Idealisierung mit den schlichten Gewächsen vorgenommen? Und ist eine

menschliche Thätigkeit, welche diese Idealisierung vollzieht, keine Kunst, und was sie schafft, kein Kunstwerk? — „Ohne Zweifel!“ wird jeder Unbefangene sagen, der diese ungesuchte Beweisführung und Schlußfolgerung hört.

Und das Material, dessen sich die übrigen Künste bedienen, Stein und Metall und Farbe, oder Ton und Wort der Menschenstimme, ist auch nur Naturstoff, wie die Vegetation der Gartenkunst. Aber in einem Punkte — das müssen auch wir zugeben — bleibt diese letztere, nach Material wie Objekten, hinter den übrigen zurück: der vegetabilische Rohstoff geht, auch in der Hand der Kunst, nicht in demselben Grade in den Dienst des Geistes, der edeln Menschendarstellung über, wie die Materialien der anerkannten Künste. Blumen, Sträucher und Bäume bleiben, auch in der kunstreichsten Behandlung, doch immer nur, was sie schon von Natur sind; und auch, was die Kunst aus ihnen Schönstes macht, wird nichts menschlich Geweihetes, geistig Verklärtes, wie die Statue aus Marmor, das seelenvolle Gesangstück aus Tönen, sondern bleibt rein vegetabilisches Gewächs; und erst die Deutung, welche wir ihnen sinnvoll beilegen, adelt die betreffenden Erzeugnisse, über ihr gemeines Naturvorkommen hinaus, mit einem schwachen Scheine von Idealität zu Wesen höherer Art.

Dieser Mangel der Gartenkunst stellt sie denn allerdings tiefer, als alle übrigen Künste, und ist eben der Grund geworden, warum die Ästhetiker sie überhaupt nicht als Kunst gelten lassen. Daß aber auch sie ihre Objekte

idealisiert, daß sie wirklich Schönes hervorbringt, daß der Beschauer an ihren Schöpfungen reine Freude empfindet, wenn auch ohne den erforderlichen Geisteshauch, vielmehr mit einem Zuge abwärts zur erdigen Naturverwandtschaft — das steht uns gleichfalls unwiderleglich fest.

Ist sie demnach eine wirkliche, wenn gleich nur relativ berechtigte Kunst, so kann auch ihre Stelle innerhalb des Systems der Ästhetik keinen Augenblick zweifelhaft sein. Der Gruppe der bildenden Künste ist sie anzuschließen, weil auch sie ein Stück der objektiven, ruhenden Außenwelt, die Vegetation des Bodens, zum Gegenstande hat, wie die drei bildenden Hauptkünste andere Stoffgebiete der Wirklichkeit. Und ihre Niedrigkeit selbst entspricht ganz der Niedrigkeit der drei bildenden Künste, die ja offenbar auch weniger Geistesgehalt haben, als die Ton- und Dichtkunst. Wie diesen beiden sich die Tanz- und Schauspielkunst als Anhang unterordnet, so die parallelstehende Gartenkunst den drei bildenden Künsten — zwei vollkommen symmetrische Gruppen: Baukunst, Bildhauerei und Malerei mit der niedrigern Gartenkunst, Musik und Poesie mit der anhängenden Tanz- und Schauspielkunst.

Über die Fachliteratur der wissenschaftlichen Gartenkünstler ragt als allein beachtenswert das grundlegende Hauptwerk für die ganze neuere Gartenkunst hervor: „Andeutungen über Landschaftsgärtnerei“ vom Fürsten von Pückler-Muskau (Stuttgart, 1834). Die ideale Auffassung des Fürsten von der Natur und dem Garten (S. 13) ist

allerdings nur scheinbar, auch nicht konsequent durchgebildet; sonst könnte er nicht, im Widerspruch damit, den Garten einen „Gegenstand der Kunst allein“ nennen (S. 53), ihn nicht als bloße Fortsetzung des Hauses in's Freie hinaus betrachten und mit Möbeln, Zimmerschmuck, glänzenden Spielereien u. dgl. ausgestattet sehen wollen. Dagegen beherrscht der Verfasser seinen Stoff nach praktischer Seite mit allseitig erschöpfender, selbsterprobter Sachkenntnis und gibt für alle Einzelheiten: Grundplan, Umschließung, Gebäude, Wege, Wasser, Inseln, Felsen u. s. w. die bewährtesten, einleuchtendsten Ratschläge. Sein wahres Terrain jedoch, wo der geniale Wurf seiner großartigen Anschauungen und Erfindungen unbeschränkt in's Zeug gehen kann, sind doch erst die weiten Park- und Landschaftsanlagen, in die er sogar „ein kleines Landgut mit Feld, eine Mühle, eine Fabrik u. dgl.“ nicht Anstand nehmen würde hereinzuziehen (S. 48), da sie ja doch als kleine Zweckschöpfungen der Menschenhand in der Überlegenheit der weitgedehnten Naturumgebung unbemerkt verschwinden.

Nach dieser allerdings nur flüchtigen und gedrängten Übersicht über die einschlagende Literatur fehlt es der Gartenkunst sowohl an der wissenschaftlichen Behandlung seitens der Ästhetiker, wie an der darin einbegriffenen Gesetzmäßigkeit für die technischen Praktiker. Zu Beidem macht nun das vorliegende Schriftchen einen Versuch, der jedoch, weil der erste seiner Art, ebensosehr um Nachsicht, wie um strenge Prüfung der hier

unternommenen Grundlegung und Durchführung der vernachlässigten Kunst bittet. In welcher Weise er seinen Stoff behandelt; wie er den Grundbegriff des Gegenstandes, die Idealisierung der Natur — die eigentliche Aufgabe der Gartenkunst — thatsächlich vollzieht, und welch' maßgebende Gesetze für die gärtnerische Praxis er aus der Idealisierung selbst gewinnt — dies Alles sagt das Schriftchen selbst, auf das daher hiermit verwiesen sein möge.

Nur noch Weniges gestattet dem Verfasser die gebotene Kürze des Vorworts.

Möglicher Weise werden es die Gegner dem Schriftchen zum Vorwurf machen, es fehle ihm an der Vollständigkeit des Gesamtstoffs, an der Genauigkeit und Richtigkeit der Einzeldetails. Diesem Einwurf ist entgegenzuhalten: diese Vorzüge sind zunächst Aufgaben der praktischen Fachwissenschaft, und diese läßt es an beiden nicht fehlen. Überdies sind Vollständigkeit und Genauigkeit gar keine Momente für die ästhetische Betrachtung der Gartenkunst, die sich das Schriftchen zum Ziele setzt. Das, was unserm Gegenstande vor allem not thut und woneben die obigen Forderungen als etwas sehr Äußerliches erscheinen, ist eben das, woran es der Gartenkunst bis jetzt gefehlt und was sie unausgesetzt zu Mißgriffen verleitet hat: ihre eben erwähnte systematische Grundlegung und wissenschaftliche Behandlung, sowie die Gesetzmäßigkeit für ihre praktische Ausübung. Diese allein hat der Verfasser angestrebt, diese allein bittet er in dem Schriftchen zu suchen.

Und noch etwas wird man darin vielleicht finden, ohne es zu suchen: einen Gegenstand von allgemein menschlichem Charakter und eine allverständliche, ansprechende Darstellung.

Der Leser wird es nicht ungern sehen, daß die immer bloß praktisch gepflegte Gartenkunst hier einmal von einem andern und, wie wir glauben, edleren Gesichtspunkte aufgefaßt ist, dem der Schönheit, und daß ihr hier Seiten abgewonnen und Töne angeschlagen sind, die man sonst auf technischem und wissenschaftlichem Gebiete selten hört: die seelenvolle Naturauffassung, die warme Sprache des Gemütes, die in jedem Herzen einen Wiederhall findet, weil sie die menschlichste, die natürlichste ist. Das Schriftchen ist also für keinen bestimmten Stand, etwa bloß für Gärtner und Gartenbesitzer geschrieben, es setzt auch keine Fachkenntnisse, und noch weniger gelehrte Bildung voraus. Was es sagt, ist alles bekannt oder doch jedermann faßlich, und es sagt Alles nur in den trauten Klängen der Muttersprache, ohne lateinische oder ausländische Brocken. Nur an zwei Stellen ist von der botanischen Latinität Gebrauch gemacht: bei den Blattpflanzen und bei den Gewächsen mit farbigen Blättern, wo der deutschen Sprache genaue Bezeichnungen fehlen. Auch die streng wissenschaftlichen Partien des Gegenstandes, die nicht ganz zu vermeiden waren, sind nicht im trocknen Kathederton, sondern in der gewinnenden Sprache der Anmut gegeben; und selbst noch das Gerüst des systematischen Aufbau's ist mit den Ranken gefälliger Diktion umkleidet. Ein rein menschliches Werkchen

wollte der Verfasser geben; und je mehr der Leser sich als reinen, einfachen Menschen fühlt, der offnen Blick und Sinn hat für Gottes schöne Welt, desto sympathischer wird er sich aus dem Schriftchen angemutet fühlen, desto lieber die Natur gewinnen, desto sinniger seinen Garten pflegen.

Und so gehe denn hin, mein schlichtes Büchlein, und hilf die kalten Herzen der Zeit erwärmen und lehre die Irrenden, wie man sich an der Natur — nicht versündigt!

Dresden, im Juni 1882.

Der Verfasser.

Inhalt und Plan.

Erster Teil.

Zweiter Teil.

Einleitung.

Voraussetzungen und Grundbegriffe der Gartenkunst.

Noch einmal, ehe sie vom Betrachter Abschied nehmen, um sich in die innere und höhere Welt der redenden aufzuheben, fassen sich die bildenden Künste in den gemeinsamen Erdboden zusammen, auf den sie ihre Werke stellten, kehren sie schließlich, wie zum Danke, wieder zur Natur zurück, von der sie Stoffe und Vorbilder entnahmen — die Gartenkunst ist dieser zusammenfassende Abschluß, dieser Dank zum Abschied. Nicht selbständige Werke aus edlerem Material, als Marmor und Farbe waren, bringt sie hervor, nicht Werke, die gehaltvoller, geistiger wären, als Statuen und Gemälde. Nein, sie legt sich, wie im Gefühle ihrer Dienstbarkeit, an den Boden nieder und führt an den Kindern des Bodens, den Gewächsen, eine Thätigkeit aus, in der sie die Gesetzmäßigkeit der drei

vorangegangenen Künste, ihrer edlern Schwestern, in freier Gestalt wiederholt und mit der sie nur den bescheidenen Zweck verfolgt, als umgebender Schmuck menschlicher Wohnstätten, als verschönte Nachahmung der freien Natur zu erhöhtem Genusse des Menschen zu dienen.

Es ist deshalb nicht richtig, wenn man die Gartenkunst bloß der Baukunst anhängt, an deren Werke sie sich als Hausgarten allerdings häufig anlehnt, und deren geometrische Formen sie für ihre Anlage manchmal zum Vorbild nimmt. Auch der Malerei darf sie nicht angefügt werden, insofern sie bunte Figurenzeichnungen am Boden entwirft und die Bäume zum Teil je nach ihrer Farbenverwandtschaft oder Verschiedenheit gruppiert. Ebenso irrtümlich wäre ihr Anschluß an die Skulptur, mit deren Statuen sie ja ebenfalls ihr grünes Gehege nicht selten schmückt. Vielmehr kann die Gartenkunst nur als gemeinsamer Anhang zu allen drei bildenden Künsten gefaßt werden, indem sie zu allen dreien Beziehungen hat, aber nach Stoff wie Gehalt niedriger steht, als sie.

Weniger zweifelhaft war dagegen von jeher die Herkunft unserer Kunst aus der Natur und ihr Anschluß an diese, da ja Gärten, als verschönte Naturausschnitte, nicht bloß ausschließlich und immer in der freien Natur liegen, die Gartenkunst geschichtlich nicht bloß von der Natur, nämlich vom Landbau ausgegangen ist, sondern auch von der Natur sowol ihr fast alleiniges Material, wie auch die Muster und Fingerzeige, die Gesetze und Grenzen ihrer

Thätigkeit empfängt. Sie auf diese ihre allein richtige Grundlage gestellt und auf sie als ästhetisch beachtenswerte und den übrigen Künsten relativ ebenbürtige Kunst hingewiesen zu haben, ist das Verdienst Sulzer's, eines Philosophen des vorigen Jahrhunderts. Ihm zuerst geht die Erkenntnis auf von dem Werke der Natur, von ihrer Selbständigkeit und eigentümlichen Schönheit, wenn er sie „die vollkommenste Gärtnerin" nennt, jedenfalls, weil sie, unbekannt mit menschlicher Künstelei, aus rein göttlicher Triebkraft nur Urwüchsiges und Gesundes hervorbringt — ein nie trügendes Vorbild all unserer Thätigkeit an der Natur, also auch derjenigen der Gartenkunst.

Von der Natur daher den Ausgang zu nehmen, ja, sie als Geleitsmann, als Schiedsrichterin und Prüfstein stetig zur Seite zu behalten, dürfte für jede wissenschaftliche Darstellung der Gartenkunst, auch für unsern Versuch zu deren Grundlegung, das Richtigste, weil Sachgemäßeste sein.

Was wir auf Spaziergängen, Wanderungen, Reisen, idyllischen Sommerfrischen u. s. w. suchen, ist zuerst Entfernung vom Hause, Freiheit von Geschäften und häuslichen Sorgen; wir verlangen nach Orts- und Luftveränderung, nach andern Menschen, nach neuen Eindrücken, die uns auf andere Gedanken bringen und des Lebens wieder froh werden lassen, uns das beglückende Gefühl wieder schenken, Menschen, und nur Menschen sein zu dürfen, während wir sonst vorherrschend Beamte, Geschäftsleute, Arbeiter u. s. w.

sind. Und wer wollte leugnen, daß gerade die Natur, die ursprüngliche und urgesunde, Genuß, Erfrischung, Kräftigung zu bieten vermag?

Aber niemand erwartet diesen Genuß von der räumlichen Erhabenheit der Natur, von der Weite ihrer Ausdehnung, in die wir von jedem Punkte im Freien hinausblicken, von den endlosen, nie zu Ende gewanderten Flächen der Erde, von dem unausdenkbar weit gespannten Himmelsbogen. Dies alles macht zwar unsern Blick und Sinn weit, spannt unserer Sehnsucht die Flügel in unerreichbare Fernen, macht uns freisinnig und großherzig für andere Standpunkte und höhere Interessen, ja wir fühlen uns in solchen Augenblicken sogar großer Entschlüsse und Thaten fähig; aber es läßt auch die Phantasie gegenstandslos und haltlos in die Unendlichkeit vorschweben und erfüllt das Gemüt nur mit staunender Bewunderung, mit der heiligen Gedankenlosigkeit der Andacht, der Anbetung.

Auch die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der Natur macht den Naturgenuß unmöglich. Der tausendfach wechselnde Reichtum ihrer Gestalten und Erscheinungen jagt das Auge unruhig von einer zur andern und zerstreut und verwirrt das Gemüt, so daß es auch hier zur Sammlung nicht kommt und sich aus der Überfülle der Objekte wiederum nur aufwärts, in die weltauslöschende Bewunderung zu retten weiß.

Hinderliches noch sind dem Naturgenuß die teleologischen Eigenschaften der Natur: ihre Zweckmäßigkeit, wonach alle Dinge planvoll auf einander bezogen und für einander

bestimmt sind, eins dem andern selbst noch durch seine Vernichtung dient, und ihre Sparsamkeit, wonach mit den unscheinbarsten Mitteln die bewundernswürdigsten Wirkungen erzielt, auch die kleinsten Atome des Naturlebens noch dem allgemeinen Leben nutzbar gemacht werden. Auch diese Eigenschaften — die übrigens nur der stetigen Beobachtung des Forschers wahrnehmbar sind — wirken wiederum nur religiös, indem sie hinter all den Einzeldingen auf einen höchsten Willen als letzten Urheber hindeuten, der sie so zweckvoll, so „weislich geordnet" hat. Weit entfernt, sich nach Art der Weltkinder an der Natur zu ergötzen, läßt sich der Fromme deren Schönheiten nur zur Bewunderung des Höchsten, ihre Übel nur zur Ergebung in Gottes Willen, zu seiner eigenen Besserung dienen; nur eine Werkstatt, ein Tempel Gottes, eine Schule der Frömmigkeit ist ihm die Natur. So bietet sie und die von ihr geweckten Stimmungen ihm zwar auch einen Genuß, nämlich eine Erhebung seines Innern zum Höchsten; aber Genuß im ästhetischen Sinn, d. h. gesteigertes rein menschliches Lebensgefühl ist es nicht.

Nein, was wir von der Natur an Genuß empfangen, verdanken wir in erster Linie der grünen Natur, die ja auch der Sprachgebrauch unter dem Worte „Natur" meistens versteht, also dem vegetabilischen Wachstum, der freundlichen Bodenkleidung der Gräser, Pflanzen und Blumen, der Sträucher, Bäume und Wälder. Mag sonst die Erde ihr Aussehen seit Alters vielfach gewechselt, mit Stätten menschlicher Ansiedlung und Bildung bedeckt, mit tausend

Wegen des Verkehrs durchschnitten haben — die grüne Schöpfung draußen ist noch immer die unwandelbar alte. Weit ab vom Lärm und Staub der geschäftigen Welt, von keinem Zwange verkünstelt, von keiner Sünde befleckt, liegt sie noch im Reize unberührter Jungfräulichkeit, wie zu Anfang, duftend noch von dem Erdgeruche der ersten Schöpfungsfrische, schauernd noch von der Wonne des ersten Werdens, da sie aus Gottes Händen kam. Und mit jedem auferstehenden Frühling wiederholt sie diese Feier des ersten Tages, jeder leuchtende Morgen übergießt sie mit dem alten Glanze nie alternder Jugend.

Da ist überall noch die erste ungebrochene Kraft des aufwärts drängenden Lebens, überall noch die erste, ungestüme Lust zu wachsen und zu blühen, sich zu tummeln und zu freuen; und dazu als Begleitung noch immer der uralte Lobgesang von Quellengeriesel und Windesrauschen und Wolkenziehen am Himmel und auf Erden, wie von Ewigkeit her. Und wie zu Anfang ist diese grüne Welt noch immer so lautlos still und voll Friedens, so unhörbar heimlich ihr Sprossen und Wachsen, weil ein Höherer die Arbeit für sie besorgt; so keusch und rein, so ewig jung und schön ist sie, weil die reinen Himmelskräfte Luft und Licht sie nähren und kein Menschenwahn sie bethört — wer wollte aus ihr nicht Frieden, Freude, Erfrischung saugen? —

Dies offen vor Augen liegende Reich der Vegetation im Schmucke des allerfreuenden Grün und der bunten, duftigen Farbenpracht; dies Reich mit einer unerschöpflich wechselnden, sich immer erneuernden Fülle von Gestalten;

dies Leben voll ursprünglicher Frische und holder Unordnung ist es, was wir suchen, wenn wir, abgespannt oder verstimmt, in's Freie eilen, uns von den stummen Blumen grüßen und von der grünen Pracht ringsumher anhauchen lassen — von ihm, diesem bunten, vollschwellenden Leben erwarten und empfangen wir Naturgenuß.

Und zwar sind es, wenn wir nach der Wärme dieses Eindrucks die ruhige Prüfung wiedergefunden haben, die beiden soeben genannten Eigenschaften der Vegetation, denen wir diesen Genuß zumeist verdanken, diejenigen, in denen nicht nur die charakteristische Eigentümlichkeit der Pflanzenwelt beruht, sondern die auch für den anschauenden Blick am offensten, am erfreuendsten daliegen, also die am meisten **ästhetischen** im Naturleben sind und demzufolge auch für die Herleitung des Gartens aus der Natur vornehmlich in Betracht kommen: die **ursprüngliche Frische** ihres Schaffens, ihrer Erzeugnisse, und die **regellose Zufälligkeit** ihrer Anordnung, die wirre Zerstreuung ihrer Erzeugnisse über den Boden.

Aber selbst mit diesen erfreuenden Eigenschaften ist die Vegetation nicht im Stande, wirklichen Genuß im ästhetischen Sinn zu bieten; vielmehr ist, was der Naturfreund Genuß nennt, nur eine sinnlich wohlthuende, nervös stärkende Einwirkung der Vegetation auf Körper und Gemüt. Denn zum Genusse gehört Freiheit von Mängeln und Störungen, ausschließliches Zusammenwirken angenehmer Eindrücke, überschauliche Zusammenziehung der mitwirkenden Faktoren auf Einen Raum, auf Einen Punkt,

so daß wir von solch einem Ganzen den Eindruck erhöhten, ungetrübten Wohlgefühls empfangen, den die rohe Wirklichkeit nicht gibt.

Diese Erfordernisse aber fehlen der Natur und müssen ihr fehlen. Ist sie ja doch, als der beruhigte Abschluß und Niederschlag der Urkämpfe der Erdbildung, nur das Reich der elementaren Rohstoffe und Massen, der bloße Träger alles Gewordenen und Werdenden, was den Boden bedeckt und schmückt, was ihn bewässert und belebt; und ihre letzte, weiteste Umfassung bildet die Luft, die wir atmen, die Sonne, die uns leuchtet, der gewölbte Himmelsdom zu unsern Häupten. Aber eben, weil all diese Dinge nur Stoff, Körper, Bewegung sind, in denen eine göttliche Urkraft als zeugendes Leben oder als ordnendes Gesetz waltet, ist die Natur im Ganzen das Reich der bloßen Stofflichkeit, der Elementarität, und eben deshalb das Reich des Unbewußten, das von sich nichts weiß, noch von der verhüllt in ihr emporringenden Idee, also der Gegensatz zum Geiste, zu uns geistbegabten, vernünftig denkenden Menschen — die erstgeborene, niedere Hälfte des Weltlebens, während wir mit unserer Reflexion und Kultur die höhere ausmachen: ein durchaus selbständiges, in sich abgeschlossenes und befriedigtes Reich, dessen selbstgenügsame Schönheit daher auch keines künstlichen Schmuckes aus fremdartigen Stoffen bedarf, sondern nur mit ihren eigenen Erzeugnissen oder diesen verwandten vervollständigt werden darf.

So elementar und stofflich, so ungeistig und unbewußt,

kann die Natur selbstverständlich auch nur ein stoffliches Leben aus sich erzeugen, das allen Förderungen und Störungen dieser Sphäre unterworfen bleibt, Vorzüge wie Mängel derselben in sich vereinigt. Das wachsende und blühende Leben welkt auch wieder und stirbt ab, ist den schädlichen Einwirkungen der Atmosphäre, den Zerstörungen gefräßiger Tiere, mutwilliger Menschenhände u. s. w. ausgesetzt; und die Natur kann solche Mängel nicht von sich abhalten, noch wieder gut machen. Aber gerade deshalb, weil sie bloß stofflich, ungeistig ist, weil ihre Schaffenskraft nicht von Bewußtsein gebrochen, noch durch Reflexion gelähmt wird, wie unser bewußtes und berechnetes Thun — gerade deshalb bringt die Natur ein so urwüchsig kräftiges, ursprünglich frisches Leben hervor, das uns Geistige und Reflectirte eben durch seine frische Sinnlichkeit zu ergänzen und zu erfreuen vermag.

Denn ein Reich um sich zu sehen, wo es nicht wieder mühselig und geräuschvoll zugeht, wie in der geschäftigen Menschenwelt, wo nicht wieder alles herausgeklügelt, geschraubt und verwickelt ist, wie bei uns, sondern wo das Schaffen lautlos still vor sich geht, und doch alles frisch und fröhlich, hehr und herrlich dasteht; ein Reich um sich zu sehen, wo nicht wieder jedes Ding seinen vorgeschriebenen Ort, seine streng zugeschnittene Form hat, sondern wo alles, wenn auch im Ganzen gesetzlich geordnet, doch groß und frei und weit ist, wie der Erde unendliche Flächen und wie der ewige Himmel droben — dieser Gegensatz, diese Ergänzung zu unserem geistigen Wesen macht

die Wohlthat der Natur für uns, unsere Erfrischung durch sie an Leib und Seele aus. Denn nur zu gut wissen wir, daß wir diese ungebrochene Frische und Gesundheit nicht mehr besitzen und auch nicht wieder erlangen, wie wir sie einst als naiv glückliche Kinder besaßen, fühlen uns nun aber um so wohlthuender von ihr berührt, wenn sie uns, wie hier in der Natur, so urkräftig entgegentritt.

Nach geistiger Seite dagegen, nach den höhern Ansprüchen unseres idealen Wesens genügt uns auch die urwüchsig gesunde, saftig und duftig prangende Natur nicht. Schon das, was ihr sinnliches Leben von Gesundheit und Kraft und erfreuender Schönheit an sich hat, ist noch nicht ihre höchste Leistungsfähigkeit, sondern kann unter günstigern Bedingungen, als unsere klimatischen sind, zu noch höherer vegetabilischer Vollkommenheit getrieben, zu noch reinerer Schönheit gesteigert werden und wird uns dann auch sinnlich noch mehr erfreuen. Weiter hinauf aber, also eben nach Seiten unseres idealen Wesens, vermag die Natur, die immer nur sinnliche, uns nicht zu befriedigen und deshalb auch den gesuchten Genuß, den vollen, ästhetischen Naturgenuß nicht zu bieten.

Also auch nach dieser Seite muß an ihr etwas vorgenommen, muß ihr dasjenige ergänzend hinzugefügt werden, was ihr allein zu erreichen versagt bleibt. Um es bestimmt auszusprechen: wir müssen die Natur **idealisieren**, d. h. zu ihrer Idee oder ihrem Ideal, d. h. zu ihrer denkbar höchsten Vollkommenheit erheben, so daß

sie gewissermaßen uns ebenbürtig, auf annähernd gleiche Höhe mit uns, mit unserer Idealität gehoben erscheint und dadurch fähig wird, noch anders, als bloß sinnlich auf uns zu wirken — das Nämliche, was in jeder anderen Kunst auch geschieht, welche die Natur in irgend einer Weise zum Objecte nimmt: in der Landschaftsmalerei, in der dichterischen Idylle und Dorfgeschichte, in der musikalischen Tonmalerei, in der Schauspielkunst u. s. w., — nirgends nackte, rohe Natur, sondern verklärte, zu ihrem Wesen, ihrer Wahrheit verschönte.

Der schwärmerische Naturfreund wird es freilich mit Mißtrauen hören, daß man die Natur überhaupt noch verschönern wolle. Ist denn, wird er denken, die grün prangende, vielgestaltige Schöpfung noch nicht schön genug? Und welche Mittel haben wir Ohnmächtige denn, über die göttliche Allmacht hinaus, ihr noch weitere Reize oder Vollkommenheiten aufzuheften? — In der That bietet die Natur selbst, von einer Seite betrachtet, ihrer Verschönerung scheinbar Schwierigkeiten: das ist eben die nur ihr eigene Ungeistigkeit, ihre Ausnahmestellung unter all' den Daseinsgebieten, auf denen wir sonst unsere idealisierende Thätigkeit ausüben. Der Mensch, das Leben, die Geschichte sind Sphären, die von vornherein schon Geist, Bewußtsein, Schönheit haben und sich daher in dieser Richtung auch noch steigern lassen; aber wie kann dasselbe an der elementaren Schöpfung geschehen, die uns mit keinem Zuge von Geist und Bewußtsein entgegenkommt? — Aber gerade dieser Mangel ist ein Vorzug bezüglich dessen, worauf es

uns hier ankommt, gerade die Ungeistigkeit der Natur wird eine Aufforderung, ja ein Beförderungsmittel ihrer Verschönerung. Und diese kann von uns um so ungehinderter an ihr, der Natur, vollzogen werden, weil sie, die bewußt- und willenlose, uns keinen Widerstand entgegensetzt, vielmehr unserm Scharfsinn, unserm Verschönerungsdrange nur einen um so freiern Spielraum gestattet, jedoch — keinen absolut freien.

Im Gegenteil schreibt uns die Ungeistigkeit der Natur für unsere Idealisierung auch den Weg und das Maß vor, wie weit wir darin gehen dürfen, in welchen Grenzen wir uns dabei überhaupt zu halten haben. Sie schärft uns nämlich ein, daß alles an der Natur Vorzunehmende selbst wieder ungeistig, d. h. natürlich, stofflich, organisch sein müsse, wie sie selbst ist, daß also einerseits alles rein Geistige, Idealschöne, und anderseits alles stofflich Fremdartige und mechanisch Zusammengesetzte von ihr fernzuhalten sei. Alles, was an ihr geschieht, muß vielmehr in ihr selbst schon vorgedeutet liegen, von ihr selbst beabsichtigt, ja gefordert scheinen. Einzig ihr eigenes Wesen, ihre Grundeigenschaften sind zur Idealität zu steigern, einzig ihr Charakter muß maßgebend für alles menschliche Thun an ihr sein, einzig mit ihren eigenen Mitteln oder diesen wesensverwandten ist sie zu vervollständigen und zu verschönern. Mit andern Worten: die Idealisierung der Natur darf nur die einfache Fortführung und Vollendung dessen sein, was sie, die Natur, selbst anstrebt, nur die Steigerung ihrer beiden am meisten charakteristischen und auch am meisten ästhetischen Eigen-

schaften zur höchsten Vollkommenheit ihrer ursprünglichen Frische und ihrer regellosen Zufälligkeit.

Die Frische ihrerseits ist selbst schon ein ästhetisches, erfreuendes Moment und kann als ihre Konsequenz, als ihr Ideal nur die reine Schönheit haben, zu der sie daher fortgeführt werden muß; aber auch diese Schönheit muß immer noch etwas von der Frische der ursprünglichen Natur an sich tragen. Und die Zufälligkeit anderseits, die allerdings eine negative Eigenschaft ist, jedoch der Natur ebenso anerschaffen, ebenso wesentlich, wie die Frische, kann sich nur in ihr positives Analogon aufheben, nämlich in die Ordnung; aber auch diese wiederum muß immer noch nach Freiheit und Zufälligkeit aussehen, wie sie der Natur ursprünglich anhaften; ja es muß aussehen, als ob die Natur sich beide, Schönheit und Ordnung, selbst gegeben haben könnte. Diese beiden Begriffe, Schönheit und Ordnung, diese Höhe- und Schlußpunkte der Idealisierung aber entsprechen durchaus den beiden Hälften unserer Menschennatur und denjenigen Anforderungen, welche wir vermöge dieser beiden an jedes Objekt, welches uns ästhetisch befriedigen soll, stellen: der sinnlichen Anschauung und der logischen Vernunft. Jene, **die sinnliche Anschauung fordert** von einem solchen Objekt **die Schönheit**, die schöne Erscheinung nach Gestalt, Farbe, Wirkung u. s. w.; und **die logische Vernunft fordert** von ihm **die Gesetzmäßigkeit, die Ordnung**, von einem räumlich ausgedehnten Objekt die planvolle Verteilung der Einzelgestalten, deren geschlossene Sammlung zur Einheit.

Erst diese unserem Wesen gemäß idealisierte Natur erfüllt, was wir ideal Angelegte von ihr, über ihren bloß sinnlichen Bestand und Eindruck hinaus, als ästhetischen Genuß fordern.

Dieser Idealisierungsprozeß an der Natur nun ist nach praktischer Seite eben die Aufgabe der Gartenkunst, seine wissenschaftliche Darstellung aber unsere vorliegende Aufgabe, und zwar in dem gegenseitigen Verhältnis beider zu einander, daß die von der wissenschaftlichen Forschung aufgefundenen Gesetze für die gesammte Thätigkeit der Gartenkunst maßgebend und bindend werden, alles nicht so Begründete dagegen als unhaltbar und deshalb als praktisch unstatthaft verworfen werden muß.

Denn ein so tief liegender und nur der philosophischen Erkenntnis zugänglicher Prozeß, wie die Idealisierung der Natur, kann den bloß praktisch gebildeten Fachleuten unmöglich verständlich sein und ist deshalb auch weit entfernt, ihre gartenkünstlerische Praxis von Grund aus zu regeln; im Gegenteil stößt das Verständnis und die Durchführung der Idealisierung auf Schwierigkeiten der verschiedensten Art: theils solche, die in einem Mangel der menschlichen Begabung überhaupt, oder in Kulturzuständen unserer Zeit ihre Ursache haben, theils solche, die in der ungenügenden Vorbildung der Fachleute selbst zu suchen sind.

Der Mangel an Gemütsbegabung, an Natursinn ist das allgemeinste Hindernis der Idealisierung. Für das Glück und Weh der Mitmenschen ist ein gewisses Mit-

gefühl in der Menschenbrust wohl noch am Ehesten vorhanden, seltener und schwächer aber für die Natur; und gerade die Kultur, die doch im Grunde nur eine Veredelung der Natur sein sollte, ist es gewesen, welche diesen Sinn von jeher zurückgedrängt oder abgetötet hat.

Schon die früheste Stellung des Menschen zur Natur war eine niedrig praktische, man darf sagen, eine rohe. Denn nicht als ein Freudensaal oder Schönheitspanorama lag sie vor ihm ausgebreitet; vielmehr stand sie ihm als eine feindliche Macht gegenüber, die er zu bezwingen hatte, als ein Objekt seiner Willensstärke, ihren Boden mit seiner ganzen Körperkraft, mit saurer Mühe und Schweiß urbar zu machen, um ihm die nötige Nahrung abzuringen. Und zu keiner Zeit hat diese rohe, und doch so ehrenvolle, so unentbehrliche Thätigkeit des Ackerbaus aufgehört, ja gerade den begabtesten und berufensten Kulturvölkern Mitteleuropas ist, neben ihren kulturellen Geistesaufgaben, diese Thätigkeit vornehmlich zugefallen und wird auch in Zukunft ihnen vor allen anvertraut bleiben. Und selbst die höhern Stände, die nicht, wie das arbeitende Volk, unmittelbar beim Landbau beteiligt sind, sehen im Interesse ihrer eigenen Subsistenz die Natur doch gleichfalls meist unter dem Gesichtspunkte der Bodenkultur, des Nutzens und des Lebensunterhalts an. Genug, die Auffassung der Natur ist bei den meisten Menschen von vornherein eine niedrige, sehr realistische, und eine andere dadurch offenbar erschwert, ja bei vielen für immer unmöglich gemacht.

Befördert noch wird dieser Übelstand durch die un-

vermeidliche, aber beklagenswerte Vertrautheit vieler Menschen mit der Natur von klein auf und die dadurch herbeigeführte Gleichgültigkeit gegen dieselbe, da ja ihr Blick von Kindesbeinen an auf den Garten vor dem Hause, auf das grüne Feld vor dem Dorfe gefallen und ihnen so die Natur etwas ebenso Alltägliches und Gewöhnliches geworden ist, wie dem Städter die toten Hausmauern der Straße oder die Wände seines Wohnzimmers. Es ist Thatsache, daß die Landleute für die Reize des aufsprossenden Frühlings, für die vollbelaubte Pracht des Sommers, für die absterbende Schönheit des herbstlichen Waldes absolut keinen Sinn haben; und selbst das erhabene Schauspiel eines Sonnenauf- oder Unterganges ist für diese Stumpfsinnigen gar nicht vorhanden: teilnahmlos gehen sie ihres Weges, ohne auch nur einen Aufblick zum Morgen- oder Abendhimmel. Die allzugroße Nähe der Natur stumpft die Liebe zu ihr beim gemeinen Manne unausbleiblich ab.

Noch seltener ist diese Liebe bei den der Natur Fernstehenden. Man beobachte z. B. die Spaziergänger im Freien. Entweder blicken sie starr vor sich hin, auch wohl einmal rechts und links vom Wege; oder sie interessieren sich für einen sonderbaren Gegenstand, bei dem sie vorüberkommen, fassen einen fraglichen Fernsichtspunkt ins Auge und streiten sich um dessen Feststellung; oder sie unterhalten sich angelegentlich über persönliche, geschäftliche, finanzielle Nichtigkeiten; Andere lesen im Freien Briefe, Zeitungen, lernen etwas auswendig u. s. w.; für die Schönheit der Natur aber rings umher haben sie kein Auge — die trockensten

Philister, statt andachtsvolle Bewunderer zu sein. Deshalb ist ihnen der Spaziergang nicht Selbstzweck, nicht im Interesse der Naturfreude unternommen, sondern nur das leidige Mittel, zu dem gewohnten Restaurationslokal zu gelangen und sich im materiellen Genuß des Essens und Trinkens gütlich zu thun.

Die gleiche Naturfremdheit bestätigen unwissentlich auch viele Reisende, selbst Gebirgsreisende. Denn was sie von all dem Gesehenen erzählen, spitzt sich meist auf Abenteuer und Curiositäten zu; den Brustton innerer Ergriffenheit aber bei überwältigenden Naturscenen hört man nirgends. Man sehe ferner, mit welcher Kaltblütigkeit Gärten hinter den Häusern vernichtet und auf dem abgeholzten Bauplatz eine Werkstatt, eine Fabrik, ein Holzstall und dergl. errichtet wird. Der Garten war dem Besitzer ein wertloses Ding, eine widerwärtige Raumverschwendung; die Fabrik aber ist etwas Zeitgemäßes, womit sich dem Geschäft aufhelfen und Geld verdienen läßt. Andere, welche schöne Hausgärten besitzen und durch besondere Gärtner im Stande halten lassen, scheinen sie nur für die Vorübergehenden zu unterhalten, denn sie selbst — kommen nicht hinein. Die grüne Natur unmittelbar vor dem Hause, vor dem Wohnzimmer, als ob sie ohne dieselbe nicht leben könnten, haben sie dennoch keinen Sinn für die Natur.

Ja, es unterliegt keinem Zweifel: es fehlt dem Menschen im Ganzen an Natursinn, d. h. an der Fähigkeit, einen Sinn mit den Naturobjekten zu verbinden, den verborgenen Sinn aus ihnen herauszulesen oder aus

dem eigenen Innern eine Bedeutung in sie hineinzulegen, so daß sich eine leise Beziehung zwischen den Naturobjekten und den Beschauern bildet, die sich dann auch thatsächlich in der Gemütsstimmung und im praktischen Verhalten der Betreffenden bewähren müßte, z. B. in der Herablassung zu den kleinen, hilflosen Pflanzen, in dem Mitgefühl, mit ihnen zu empfinden, wie selig still es ihnen zu Mute sein müsse, und wie beglückend es für sie sei, uns Menschen ohne Absicht so viel Freude zu bereiten. Und vollends das warme Pathos für das Naturleben, die Fähigkeit, beim Anblick erhabener Naturerscheinungen sich's weit und hehr zu Sinne werden zu lassen, die vollbelaubten Zweige wie Brüder mit den Armen zu umfassen und an's Herz zu drücken, ja versinkend in die grünen Wellen des Dickichts, sich selig aufgelöst und zurückfließend zu träumen in den dunkeln Schoß der Allmutter Natur — wo sind die Seelen, die das empfänden!

Mag immerhin dieser Natursinn auch nur erst ein dunkler Instinkt für das Naturleben, ein Wiederhall seiner Schönheit in unserer Brust sein, nicht die bewußte Erkenntnis derselben, — dennoch könnte er diese in etwas ersetzen; wenigstens würde er bei den praktischen Verrichtungen an der Natur in der Hauptsache das Richtige treffen und sich von schreienden Mißhandlungen derselben freihalten. Aber er fehlt eben den meisten Gärtnern und Gartenbesitzern, und wo er sich ausnahmsweise noch findet, wird er von dem herrschenden Materialismus der Gegenwart, diesem Gifthauch für alles Höhere, erstickt

oder lahm gelegt. Denn unfehlbar tötet die jetzige Wertlegung auf das Sinnliche und Gewinnbringende, die leidenschaftliche Sucht nach Genuß und Glanz, nach Effekt und Beifall die zartesten Regungen des Gemütes, die weihevollsten Inspirationen des Geistes. Hat dieser böse Dämon doch selbst schon die heiligsten Güter der Menschheit, darunter auch die Künste, in die gemeine Dienstbarkeit sinnlicher Ergötzung herabgezogen und die nicht minder weihevolle Religion mit ihren erhabenen Stimmungen und Ergüssen der Spottsucht der frivolen Masse preisgegeben. Und schließlich kommt noch das ganze öffentliche Verkehrsleben der Gegenwart mit seinem Straßenlärm, der Eisenbahnbetrieb mit seinen dröhnenden und ächzenden, schrill pfeifenden Maschinen, die Metalltechnik mit ihrem rohen Geräusch und Qualm hinzu, um selbst schon den Sinn der heranwachsenden Jugend für alles feinere Empfinden abzustumpfen.

Zu diesem Mangel an Gemüt, an Natursinn kommt nun noch der geistige: der Mangel an wissenschaftlicher Erkenntnis, an Einsicht in das Wesen der Natur, das, wie gesagt, auch für die praktische Gartenkunst die letzte Norm aller Thätigkeit ist: daß nämlich die Natur ihre Gestalten aus ganz bestimmten Stoffen, Pflanzen- und Holzfaser, bildet, die nur ihr eigen sind; daß diese Gestalten, bald zierlich, bald großartig, in eigentümlichen Farben und Düften prangen, wie wiederum kein anderes Lebensgebiet sie hat; daß über ihnen allen eine Frische, ein Glanz, eine Schönheit ausgebreitet liegt, der keine menschlich erfundene Pracht auch nur ent-

fernt gleichkommt, und die daher auch Nichts außer sich sucht noch bedarf — ein Reich, so eigenartig und selbständig, so in sich fertig und befriedigt, daß ihm auch nichts Schöneres, keine höhere Vollkommenheit mitgeteilt werden kann, außer, die ihm selbst entnommen oder ihm wenigstens wesensverwandt ist. Alle Stoffe und Formen daher aus andern Lebensgebieten sind, inmitten dieses holden Reiches, dürftig oder ihm fremdartig und müssen von ihm ausgeschlossen bleiben — so gut, wie für den geläuterten Schönheitssinn vom menschlichen Körper Metall- und ähnlicher Schmuck fernzuhalten ist, weil die beiderseitigen Stoffe, Metall und Fleischfaser, einander absolut widerstreben, und die ungleich edlern, seelisch durchhauchten Körperformen der vermeintlichen Verschönerung durch Metallglanz fürwahr nicht bedürfen, den nur der Wilde im Gefühle seiner unentwickelten, ergänzungsbedürftigen Menschheit sich anlegt.

Dies notwendige Fernbleibenmüssen von der Natur trifft einmal die Dinge desjenigen Gebietes, welches tiefer steht, als die Vegetation, d. h. die dunkle Stoffwelt der Erden und Steine, der Muscheln und Metalle, und selbst das Holz, das zwar ursprünglich auch einmal Vegetation, nämlich ein saftiger Baumstamm war, aber als vertrocknete, abgestorbene Holzfaser keinen Zusammenhang mehr mit der Vegetation hat und sie nur verunstaltet — was wir selbst schon empfinden, wenn wir Holzspäne auf dem Rasen umherliegen, Bauholz unter Bäumen aufgeschichtet sehen u. s. w. Das Gestein aber, das ja von vornherein

toter Erdstoff von konzentrierter Härte ist, berührt uns frostig kalt, wo wir es zwischen dem grünen Wachstum erblicken; und dasselbe gilt in noch viel höherem Grade von den technischen Fabrikaten Glas und Porzellan. Die Metalle sodann, das Leb- und Saftloseste der Natur, weil sie auch nicht einen Tropfen organischer Triebkraft in sich haben, stehen in Folge ihrer harten, kalten Starrheit von der frisch-prangenden Vegetation am Weitesten ab und erweisen sich daher für den Naturgebrauch als absolut untauglich. Auch chemische Substanzen, die man dem Boden beimischt, um ihm überraschende Proben von gesteigerter Produktionskraft zu entlocken, ferner künstlich präparierte Farben und Lacke, mit denen man die Naturfarben nachäfft oder manchen Naturdingen die täuschende Politur von Kunstgeräten gibt, sind sammt und sonders Attentate gegen die ursprüngliche Naturfrische.

Auf der andern Seite aber ragt die Pflanzenwelt auch noch nicht in die bewußte Sphäre der mühe- und zweckvollen Technik und Mechanik, und noch weniger in diejenige der idealschönen Kunstproduktion hinauf und ist daher auch von deren Erzeugnissen — im Prinzipe wenigstens — frei zu halten: was die Holzindustrie, die Glasfabrikation, die Metalltechnik irgend fertigt, hat in der grünen Schöpfung Nichts zu suchen. Mit Hilfe des Feuers durch rohe Werkzeuge und schweißtriefende, funkensprühende Arbeit hergestellt, sind all diese Dinge, diese hölzernen Möbel, gläsernen Kugeln, metallenen Stäbe und Schienen, diese blendenden, und doch so matten und lahmen Produkte der Maschine, das

direkte, unverträgliche Gegenteil des stillen Wachsens und Blühens der Pflanzenwelt, der wunschlosen Genügsamkeit der Natur. Wie kontrastirt die herausgeklügelte Zusammensetzung, die abgezirkelte Form, der blinkende Glanz all dieser Schmuckfabrikate gegen den zwanglos freien Wuchs und Wurf der Pflanzen und Bäume, die sich unbewußt und kunstlos selbst geschaffen zu haben scheinen — reine Kinder der Mutter Erde, und Niemandem angehörend noch unterthan, als ihrem Gott im Himmel, der sie mit Regen und Sonnenschein großgezogen! Wie ein aufgeputzter Tod stehen all jene Dinge neben der ursprünglichen Lebensfrische der grünen Natur.

Auch die idealschönen Gebilde der Kunstproduktion stehen unerreichbar hoch über der bescheidenen Pflanzenwelt. Aus freischaffender Phantasie mit der absichtsvollen Tendenz nach Schönheit hervorgegangen, gehören diese Erzeugnisse des Steines und der Farbe, des Tones und des Wortes, diese Prachtbauten, Statuen und Gemälde, diese Musikwerke und Dichtungen, ganz der Welt der Kultur, dem reinen Äther der Idealität an — zweckfreie Spiele des schönen Scheines, die höchsten Blüten des schöpferischen Menschengeistes. Mit diesen edeln Gebilden berührt sich die Pflanzenwelt auch nicht an Einem Punkte, und die Kunstwerke selbst fühlen kein Bedürfnis, sich zu jener niedern Welt herabzulassen. Werden sie dennoch in die grüne Freiheit hineingestellt, so kann es nur geschehen, indem sie von ihrer Hoheit in etwas ablassen und sich dem vegetabilischen Leben selbstverleugnend anbequemen, und auch dies nur in der Absicht, die grüne nach Verklärung ringende Natur zu ihrer idealen

Höhe emporzuziehen. Nur, indem sie selbst wieder halb zur Natur umkehren, werden sie fähig, Gemeinschaft mit der Natur zu machen und im Bunde mit ihr ideal auf uns zu wirken.

Am Fernsten liegt der bewußtlosen Vegetation das Reich der abstrakten Zahl, der scharfsinnigen Berechnung, der mathematischen Regelmäßigkeit, die nur unserer logischen Vernunft, dem Bedürfnisse des Geistes nach Teilung und Ordnung entspringt. Von dieser straffen Gemessenheit ist das urwüchsige, in lauter freien Linien bildende Wachstum der polare Gegensatz; es wird durch solche Zuthaten völlig aus seiner Sphäre in eine fremde Welt hinübergedrängt, wird sich selbst untreu und unkenntlich und in seiner anerschaffenen Schönheit abermals verunstaltet. Gerade Linien daher und rechte Winkel, sowie Figuren aus beiden, ferner regelmäßige Vielecke, der streng peripherische Kreis und Ähnliches sind — wenigstens als abstrakte Linien genommen — der starrste Mechanismus, die reine Mathematik an der grünen Natur, und als einschnürender Zwang ihrer Freiheit ebenso zu vermeiden, wie die obigen Verunstaltungen durch technische Fabrikate. Wo wir trotzdem regelmäßige Formen in der Natur anbringen, ist es wiederum keine Forderung der Natur selbst, sondern, wie schon in allen obigen Fällen, ein Bedürfnis unserer Idealität, die, um die Natur sich genügend genußreich zu machen, sie mit idealem Zierat schmücken muß. Denn sie selbst bedarf ja von all diesen Stoffen, Formen und Fabrikaten Nichts und gewinnt nicht durch sie; und

nur, weil wir auch von unserem geistigen Wesen etwas in der Natur wiederfinden wollen, falls es zum reinen Genuß kommen soll, leihen wir ihr solch ideale Verschönerungen.

Unkenntnis über das Wesen der Natur, besonders über ihre Unbewußtheit und Selbständigkeit dem Menschen gegenüber, wird Jeden, der mit ihr in irgend einer Weise zu thun hat, zur Gleichgültigkeit, ja zur Anmaßung und Gewaltthätigkeit gegen sie verleiten. Wer kein Bewußtsein davon hat, daß in dem Verhältnis von Mensch und Natur diese die frühere, die allgemeinere und mächtigere ist, die göttlich geschaffene und geordnete und deshalb für unser Thun und Gestalten an ihr vorbildlich; wer nie darüber belehrt worden ist, daß er in der Pflanzenwelt ein selbständiges, in sich befriedigtes Reich vor sich habe, dessen Schönheit wir nur bewundern, nicht aber durch bloßen Glanz noch vervollkommnen können, der wird in der Natur Nichts, als ein wertloses, fühlloses Objekt seiner Thätigkeit erblicken, das sich von uns Klügern Alles gefallen lassen müsse, und an dem man daher seine Einfälle, seine Kunststücke ungestraft ausüben dürfe.

Ohne Hochachtung vor der Göttlichkeit der Natur macht der Unwissende sich zum Herrn der Natur, verdrängt sie, die schönheiterfüllte und erhabene, vom Thron ihrer Oberherrlichkeit und setzt sich an ihre Stelle. Ohne bei seiner mangelnden Gemüts- und Geschmacksbildung ein Auge für ihre Schönheit zu haben, glaubt er, ihr die Schönheit nach seinen Begriffen erst mitteilen zu müssen und thut dies in seinem Unverstande und Ungeschmack mit all jenen

Stoffen und Fabrikaten, die, wie wir soeben gesehen, nach Entstehung und Aussehen mit der urwüchsigen Vegetation absolut unverträglich, ja der schreiendste Widerspruch gegen ihre entzückende Frische sind. Was recht apart aussieht, recht funkelt und blinkert, was zwischen dem einförmigen Grün recht auffallend und imposant in's Auge sticht, also Verwunderung erregt und Effekt macht — kurz, der äußerlichste, sinnfälligste Prunk, ganz nach Art kleiner Leute, gilt dem Unwissenden für Schönheit und bestimmt seine ganze Thätigkeit an der Natur. Ihr stumpfes Grün durch künstliches Blendwerk zu steigern, ihre matten Farben in lebhaftere umzuwandeln, ihr wildes Wachstum zu regelmäßigen Formen zuzustutzen, ihrer Unfähigkeit überhaupt durch herausgeklügelte Erfindungen zu Hilfe zu kommen, ist sein höchstes Streben und sein Stolz. Die verunzierte Natur ist ihm der schönste Garten!

Diese Verblendung aber und die aus ihr folgenden Gewaltthätigkeiten an der Natur werden so lange fortdauern, als man den Praktikern nicht die Augen öffnet über das Wesen der Natur, als der Staat nicht die Notwendigkeit einsieht, einen propädeutischen Kunstunterricht schon in den Lehrplan der Bürgerschulen und sämtlicher höhern Anstalten aufzunehmen — einen der erfreulichsten Bildungsstoffe der Jugend überhaupt, anschaulicher und in seiner stillen Gewalt veredelnder, als selbst die Religion, die mit Warnungen und Drohungen und Strafen dasselbe Ziel nicht so sicher erreicht, ein Stoff, der die Grundlage für jede edlere Auffassung und sachgemäße Praxis in allen

Berufszweigen höherer Art bilden sollte, zumal gegenwärtig, wo das wieder emporkommende Kunstgewerbe gerade auf diesen Gegenstand hindrängt. Auch in den Fortbildungsschulen, in den Fachschulen für die einzelnen Gewerbe, in den öffentlichen Wintervorträgen vor Erwachsenen müßte, natürlich in verständlicher und gewinnender Weise, Unterweisung über die Grundlehren der Schönheit und Kunst gegeben werden, immer zugleich an Beispielen erläutert und mit dem Nachweise der praktischen Nutzanwendung ausgestattet.

Jetzt jedoch geschieht für den höchst bildenden Gegenstand so gut wie Nichts: für keine Kunst, für kein Gewerbe wird eine würdige Auffassung angestrebt oder eine tiefere Begründung versucht: alle werden nur mechanisch erlernt und handwerksmäßig betrieben und bleiben somit der Gefahr schwerer Verirrungen ausgesetzt, eben weil es an den aufklärenden Vorbedingungen der Belehrung und Begründung fehlt. Aber nur um so dringender thut gründliche Unterweisung Not, nur um so unabweisbarer erwächst der Wissenschaft und ihrem freien Wort die Verpflichtung, jeden praktischen Beruf auf seine vernünftigen Grundlagen zurückzuführen und vor Allem die Natur als untrüglichen Maßstab für gesundes Verhalten und Schaffen auf den betreffenden Gebieten hinzustellen, wie sie es ja schon für unser sittliches Verhalten im täglichen Leben ist. So allein bekommen die jungen Leute eine größere Achtung vor ihrem Berufe und messen all ihr praktisches Thun, ob es berechtigt oder verwerflich sei, an dem Wesen der Sache, an den

einfachen Grundbegriffen der Arbeit, der Verdienstlichkeit, der Menschenwürde. Auch was für Schritte die Idealisierung der Natur zum Garten fordert oder verbietet, würde sich nach unsern Voraussetzungen unschwer ergeben, wie unsere vorliegende Darstellung selbst es versucht.

Alle diese mannigfachen Übelstände jedoch, die wir hier als Hindernisse der Idealisierung aufgeführt haben, entspringen schließlich einem letzten, tiefer liegenden Fundamentalmangel, der sich, eingreifender oder oberflächlicher, durch alle Epochen der Menschheitsentwickelung hindurchzieht und zu dem harmlosen, freundlichen Garten einen gar ernsten Hintergrund bildet. Dieser Grundmangel ist die Inhaltlosigkeit, die Beziehungslosigkeit der Natur zur Gottheit in den Augen ganzer Völker und Kulturstufen; und diese wieder ist hervorgegangen — nicht aus dem Christentum seinem Wesen und Princip nach, wohl aber aus der kirchlichen Auffassung des Christentums vom höchsten Wesen, daß es ein jenseitiges, überweltliches sei: denn als solches kann es auch in der Natur nicht gegenwärtig sein, in ihr nicht lebendig schaffen und wirken. Negativ ausgedrückt, ist es die fehlende Vorstellung von der Allgegenwart Gottes in der Welt, der fehlende pantheistische Begriff der Immanenz, woraus sich jene Ungöttlichkeit der Natur erklärt: daß nämlich das Göttliche, wenn es überhaupt vorhanden sein soll, doch in der Welt vorhanden sein müsse, da außerhalb derselben Nichts ist, noch gedacht werden kann, wo das Göttliche wirken könnte.

Dieser fehlende Begriff der Immanenz ist das **tiefste**, und deshalb freilich auch verzeihlichste Hindernis der **Ideali**sierung der Natur. Denn wo dieser Begriff fehlt, wo **man** nicht irgend etwas Höheres in der Natur verehrt, da **fehlt** es ihr an Inhalt, Schönheit, Weihe und da ist sie **dann** auch nicht wert, von uns gepflegt und verschönt zu **werden**; sie ist dann eben nur die Vereinigung einer Menge **aus**einanderfallender Einzeldinge: des Erdbodens, des Pflanzen- und Baumwuchses, des Sonnenlichts u. s. w., zu denen **der** Mensch aber durchaus in keine Beziehung tritt. Die Gegenwart eines Höhern in der Natur ist daher die Voraussetzung zu jeder edlern Auffassung von der Natur und zu jeder Thätigkeit an ihr, also auch zu derjenigen, welche die Natur zum Garten umgestaltet.

Bezüglich der historischen Verwirklichung der Immanenz im Bewußtsein und in der Praxis der Völker gebührt dem Christentum für ewige Zeiten das Verdienst der Initiative, da dessen Grundthatsache, die Menschwerdung Gottes, schon die erste Realisierung derselben Idee, das erste Aufleuchten der großen Wahrheit im Bewußtsein der Menschheit ist, daß das Göttliche kein erhaben im Himmel thronendes, überirdisches Wesen sei, wie man bis dahin geglaubt hatte, vielmehr in der Welt allgegenwärtig wirksam, in allen höhern Lebenserweisungen, die, über den bloßen Stoff hinausgehend, ihn beleben und beseelen, sichtbar anwesend und sich offenbarend: in der Natur als unerschöpfliche Lebenskraft und ordnendes Gesetz, in der Geschichte als unaufhaltsamer Fortschritt, als unerbittliche Gerechtigkeit,

im Menschen als höchste Idee, als denkende Vernunft, als richtendes Gewissen u. s. w.

Nun ist freilich das historische Christentum der Idee der Immanenz die thatsächliche Durchführung schuldig geblieben, indem es dieselbe, der Sorge um die ewige Seligkeit zu Liebe, auf die bloß moralische Sittlichkeit eingeengt hat, so daß die Kirche bis auf den heutigen Tag noch kein anderes Christentum kennt, als das der praktischen Frömmigkeit. Bei alledem aber hat sich doch die Idee einer in der Welt gegenwärtigen Gottheit in den Köpfen und Herzen der Menschheit wenigstens als dunkler Instinkt eingenistet und durchdringt, unbewußt und vielleicht widerwillig, all unser Anschauen, Urtheilen und Handeln.

Auch die Liebe zur Natur und deren Pflege wäre ohne diese Ahnung nicht denkbar. Wir könnten die Natur — was ja doch Tausende von ihr aufrichtig rühmen — nicht schön finden, könnten nicht Erquickung aus ihr schöpfen, sie nicht beseelt denken und teilnahmvoll für unser Glück und Leid, wenn wir nicht irgend etwas Höheres in ihr erblickten, nicht einen Hauch und Geisteszug der Gottheit in ihr verehrten. Hat sich auch dieser Instinkt bei den Meisten, wie wir gesehen haben, noch nicht zur lautern Erkenntnis vom Wesen der Natur geklärt, werden von den Unwissenden auch noch unzählige Mißgriffe an der Natur gegen ihren Charakter begangen, und in unserer Zeit vielleicht mehr, als in irgend einer frühern — in ihrem Allgemeingefühl ist die moderne Menschheit doch von einer höhern Achtung

vor der Natur erfüllt, von welcher ältere und außerchristliche Völker Nichts wußten.

In der Religionsanschauung aller alten Völker ruhete nämlich aller Wert so sehr auf der weltbeherrschenden Gottheit allein, daß Welt und Mensch zu völliger Abhängigkeit und Nichtigkeit zusammenschrumpften. Nur als eine ohnmächtige Schöpfung des Allmächtigen erschien die Welt, die Natur nur als ein lobpreisender Hymnus seiner Erhabenheit; für den Menschen aber war sie nur die weite Stätte, darauf zu wandeln, nur der Boden, seine Werke darauf zu verrichten. Dagegen als grünes, blühendes Leben am Erdboden war sie absolut wertlos und unbeachtet: Liebe zu ihr, hingebende Thätigkeit an sie, bevorzugte Ausschnitte aus ihrem weiten Ganzen als Gärten konnte es nicht geben. Ja, für ihre Reize waren Auge und Gemüt so wenig geöffnet, daß man menschlicher Erfindungen, herausgeklügelter, überraschender Effektstücke zu bedürfen glaubte, um ihr die fehlende Schönheit zu verleihen. Solche Kunstmittel und Kuriositäten waren die Terrassenanlagen der „schwebenden" Semiramisgärten in Babylon, die Prachtvillen, Badehäuser, Säulengänge u. s. w. in den römischen Kaisergärten bei Rom u. s. f.

Und im Wesentlichen ist diese Ungöttlichkeit der Natur, diese Beziehungslosigkeit des Menschen zu ihr auch noch der Standpunkt der spätern, christlichen Völker, bei denen die erhabene und wenig populäre Idee der Immanenz unmöglich Wurzel fassen konnte, so daß sich ähnliche Mißgriffe wider Vernunft und Geschmack auch in der praktischen

Gartenkunst dieser Völker wiederholen. Tuffsteingrotten und Muschelberge, sich drehende und wasserspeiende Statuen, Vexierwasserkünste mit spritzendem Strahl in's Gesicht des arglos Wandelnden waren Prachtstücke des italienischen Gartenstyls; der französische war stolz auf seine zu Gebäuden und sogar zu Tiergestalten zugeschnittenen Bäume, und der englisch-deutsche gefällt sich noch immer in jenen vegetabilisch unmöglichen Dekorationen, womit der Unverstand das grüne Wachstum allezeit verschönern zu müssen gemeint hat. Genug, die ganze ältere Gartenkunst — wenn sie überhaupt schon so heißen darf — war nur ein unsicher tastendes Umherexperimentieren und Kokettieren mit naturfremden Effektstücken, die man der Natur aufhängte, weil sie selbst für die damalige Menschheit noch keinen Inhalt, keine Schönheit hatte.

Das einzige Volk, welches eine dunkle Beziehung der Natur zur Gottheit ahnte, waren — weit über den naturfremden Standpunkt des Altertums hinaus — die feinsinnigen Griechen, indem sie die schönsten Naturstätten durch Götterstatuen ehrten und schmückten, deren wohlthätigem Schutze zugleich die betreffenden Gebiete des Naturlebens anvertraut waren. Absolut entblößt von allem Göttlichen aber erscheint die Natur — um unter den außerchristlichen Völkern nur dies eine anzuführen — bei den Chinesen, die in ihren ausgedehnten Landschaftsgärten die ganze, rohe Natur, wie sie liegt und steht, auch mit allen Sonderbarkeiten und Unschönheiten aufnehmen: abgestorbene Baumstümpfe, Brücken, verfallenes, eingeäschertes

Gemäuer u. dgl.; und ein versteckt unter dem Boden fortgeführter und anderswo wieder hervorfließender Bach, oder ein in der Mauer angebrachter Spalt mit davorgehängter Äolsharfe, deren Saiten der durchstreichende Wind zum Tönen bringt, gelten dort noch heute als höchste Zierden des Gartens.

In allen diesen Fällen ist es die Idealitätslosigkeit der Natur in den Augen der betreffenden Völker, was die Idealisierung der Natur und demzufolge auch Gartenanlagen im ästhetischen Sinne unmöglich macht. Überall da aber, wo diese Ungöttlichkeit der Natur überwunden und das Bewußtsein von einer in ihr wirkenden Gottheit erwacht war — wie es, im Principe wenigstens und als stiller Zwang des Instinkts, bei den christlichen Völkern der Fall ist — war die Möglichkeit zur Schaffung von Gärten gegeben. Und vollends da, wo in der tiefern Gemütsbegabung gewisser Völker, wie einiger germanischen Mitteleuropa's, jenes Bewußtsein lebendiger und wärmer sich regte und zugleich eine dankbare Natur zur thatsächlichen Durchführung aufforderte, konnten auch Gärten entstehen und die Kunst, solche anzulegen, sich bilden. Hier erst, und nicht schon in Griechenland und Italien, den Geburtsstädten aller übrigen Künste, ist die Gartenkunst in's Leben getreten: ein Kind des Nordens nur konnte sie sein, eine Schöpfung des Christentums in dessen tieferer Fassung, und unter ihren Schwestern die jüngstgeborene, die der Pflege und Zurechtweisung bedürftigste. Diese Wahrheit hindert jedoch nicht, daß überall, wo jenes Immanenz-

bewußtsein und der erforderliche Natursinn nicht hinreichend entwickelt sind und also auch die ursprüngliche Idealitätslosigkeit noch nicht überwunden ist, nicht auch thatsächliche Mißgriffe in der Behandlung der Natur hervortreten sollten, wie dies zum Teil schon in unserer bisherigen Darstellung gezeigt worden ist, zum Teil aber auch noch in spätern Erscheinungen seine Bestätigung finden wird.

Wie schon angedeutet, umfaßt die Aufgabe der **Idealisierung** der Natur **zwei Stufen. Einmal** nämlich muß ihre bloß **sinnliche Frische zur ästhetischen Schönheit gesteigert** werden und zwar zunächst zu ihrer eignen, rein vegetabilischen Schönheit, also auch nur mit ihren eignen Mitteln, um auf diese Weise zu erproben, wie weit sie es allein in der Leistungsfähigkeit für menschlichen Genuß bringe; sodann aber muß sie — falls sich diese bloß vegetabilische Schönheit als ungenügend erweisen sollte — zur idealen Schönheit erhoben werden, was entweder durch Schönheitswerke unserer Erfindung geschehen kann, die wir ihr, jedoch herabgemildert zum Naturcharakter, einzufügen haben, oder durch den noch geistigern Akt der Beseelung, indem wir den betreffenden Naturobjekten Seele, Gemüt, Gefühle zuschreiben und diese in den Objekten selbst symbolisch ausgesprochen finden.

Die **zweite Stufe** ist, daß die der Natur anhaftende **Zufälligkeit und Regellosigkeit**, die noch weniger ein ästhetischer Vorzug ist, **zur Ordnung geklärt, zur plan-**

vollen Gesetzmäßigkeit der Anlage **geregelt** werde, jedoch wiederum mit der Milderung, daß in die mathematische Stange überall der freie Schwung der Naturlinien lockernd hereinspiele. Erst wenn beide Prozesse vollzogen sind, ist die Natur zu jener Idealität erhöht, die uns idealen Wesen Bedürfnis ist und erst den geforderten idealen Vollgenuß bietet. Die Durchführung beider Prozesse ist nun eben die Aufgabe der Gartenkunst, ja macht diese Kunst überhaupt erst möglich; und der Garten selbst ist ein solches Stück vegetabilischer Natur, an dem die Gartenkunst jene Doppelaufgabe gelöst hat.

Erster Teil.

Die Verschönerung der Natur innerhalb ihrer eigenen Sphäre kann selbstverständlich nicht von der Natur im Großen und Ganzen, nicht von der weiten und allgemeinen verstanden werden, da ja diese der gemeinsame, neutrale Boden für alles Lebende und Bestehende ist und uns allen zur leiblichen Ernährung, wie zu innerem Genusse dient. Weit gedehnt und überreich an Schönheit, ist sie eben für alle reich genug und kann Jeden, auch den Ärmsten, erfreuen, der sonst keine Freude hat. Aber freilich kann ihr Genuß sich auch zu einer bloßen Sucht der Langeweile, der Gedankenlosigkeit verflachen und artet dann zu jenem widerwärtigen Übermaß aus, wie gegenwärtig, in unserer ohnehin verkehrsreichen Zeit, wo besonders Gebirgslandschaften während der Sommermonate von Touristen und Reisenden so massenhaft durchstreift werden, daß selbst diese letzten Asyle der Stille nicht mehr den Genuß der Einsamkeit und Andacht bieten, vielmehr das Ver-

langen nach einem abgelegenen Plätzchen wecken, wo man der Natur und seiner selbst froh wird. Auch handelt sich's ja in jedem einzelnen Falle der vorliegenden Art nur um einen bestimmten privaten Zweck, zu welchem die Idealisierung vorgenommen wird, um die Anlage eines Privatgartens nämlich, so daß die allgemeine Natur davon unberührt bleibt.

Aus dieser Erwägung ergiebt sich denn zunächst die Notwendigkeit, die weite Natur auf einen engern, bequem überschaulichen Bezirk einzuschränken, aus ihren weitgedehnten Flächen ein kleineres Ganzes auszuscheiden, das aber immer noch groß genug sein muß, ein Bild der Natur im Ganzen zu geben, auch vollzählig mit allem wesentlichen versehen, was sich in der weiten Natur zerstreut findet: also mit den verschiedenen Bodenformen und vegetabilischen Erzeugnissen sowohl, wie mit Spuren menschlicher Thätigkeit und Kultur. Ein solch enges umgrenztes Stück Natur, das der Blick des Beschauers ohne Mühe übersehen und allenfalls als ein Ganzes, wenn auch mit etwas fließenden Umfangslinien, zusammenfassen kann, ist die Landschaft, auf deren Boden Wasser und Anhöhen und Gewächse aller Art, aber auch bebautes Feld und Viehherden, Brücken und Mauern und Gebäude bunt mit einander wechseln — also ein Abbild der gesammten Natur im Kleinen, ohne deren auflösende Weite und zerstreuende Mannigfaltigkeit, daher auch für den ästhetischen Genuß günstiger, als die endlose Natur im Ganzen.

Aber auch die Landschaft ist noch zu weit, zu bunt

gemischt und durch Störendes verunstaltet, noch zu offen für den allgemeinen Verkehr, als daß man sich in ihr traulich umschlossen fühlen und dem Genusse ihres Anblicks ungestört hingeben könnte. Und so zieht man sich denn auch aus der Landschaft an einen noch engern, stillern Ort zurück, den man sein eigen nennt, und wo man ungesehen und ungestört von andern, fern vom Staube der Landstraße, wie vom Gewühl der Menschenwelt, reinen Naturfrieden atmet. Um dies zu ermöglichen, muß das grüne Gehege thunlichst allen Anforderungen, vegetabilischen wie persönlichen, entsprechen. Nicht nach Norden gelegen und dem Sonnenlicht abgekehrt darf es sein, noch durch ein Übermaß von Laub feucht und dumpfig, noch weniger baumlos kahl oder sandig dürr, sondern vegetabilisch günstig, d. h. im rechten Maße bewachsen und für weiteres Wachstum und sonstige Anlagen dankbar — also im wesentlichen doch so, wie wir es schon in einer glücklich situirten, umgrenzten Landschaft erfüllt sehen, so daß denn doch die ästhetische Definition des **Gartens, „idealisierte Landschaft"** zu sein, zu Recht bestehen bleibt.

Selbst der Charakter der Umgebung ist dabei nicht gleichgültig. In öder Gegend z. B. einen Garten anzulegen, ist mühsam und langwierig, meist erst für Kinder und Kindeskinder lohnend. Ist er aber bereits vorhanden und reichlich belaubt und schattig, so schätzt man ihn in unerfreulicher Nachbarschaft doppelt hoch. Umgekehrt erscheint es nicht rätlich, in waldschöner Gebirgsgegend einen Garten anzulegen oder zu besitzen, obwohl man hierüber

geteilter Ansicht sein kann, je nach der Stellung des Besitzers zur Natur überhaupt. Wem die freie, urwüchsige Natur über Alles geht, dem wird sein Garten neben ihr immer wie ein einengender Zwang, oder wie ein erkünsteltes Prunkstück erscheinen. Die liberalere Auffassung jedoch, die auch der veredelten Natur ihr Recht zuerkennt, wird zwar den Garten als eine Stätte verschönten und geordneten Wachstums preisen, Berg und Thal daneben aber doch erst als die wahre, ursprüngliche Natur, als die Fortsetzung und Ausweitung des Gartens zur ehrwürdigen Erhabenheit des Waldes, zur Freiheit der weiten Gotteswelt begrüßen.

An solch einer Stelle nun, wo alle zusammenwirkenden Umstände die aufgewandte Mühe zu lohnen versprechen und ungestörten Naturgenuß in Aussicht stellen — da ruft der Besitzer die Gartenkunst als Gehilfin herbei, um sich mit ihren Mitteln ein reizendes Naturidyll zu schaffen. Zu diesem Zwecke versammelt er das Schönste um sich, womit Mutter Natur den Erdboden schmückt, und stellt diese Fülle des Wachstums der Hand der Kunst zur Verfügung, damit sie ihre Doppelthätigkeit daran ausübe: die natürliche Schönheit der Vegetation noch zu steigern, und in deren wirre Masse wohlthuende Ordnung zu bringen. So erst verwandelt sich die unscheinbare Bodenfläche zum Garten im edlern Sinne, zu einer Stätte der Lust und Zierde, an der Jedermann seine Freude hat.

Eine Auswahl des Schönsten aus der Vegetation aber, um den Garten damit zu schmücken, muß

deshalb getroffen werden, weil ja selbstverständlich nicht alle Erzeugnisse des Bodens an einem Orte angehäuft werden können, hauptsächlich aber, weil auch die Vegetation vieles Gewöhnliche und Gleichgültige, vieles Häßliche und Störende enthält, das statt des Genusses nur Widerwillen hervorruft und daher auch einer etwaigen Verschönerung weder wert noch fähig ist. So wählt denn der Besitzer aus der Fülle der Pflanzenwelt dasjenige aus, was der Schönheit sich schon von selbst am meisten nähert und deren letzte Vervollkommnung möglich macht.

Dies Schönste der Natur sind aber nicht die großen Bodenformen, Berg und Fels, die immer nur der freien Landschaft angehören und auch nur im großen Totalbilde der Landschaft schön erscheinen, sei es durch die breitgedehnte Lagerung ihrer sanft geschwungenen, auf- und abwogenden Wellenlinien, sei es durch ihren hochragenden Aufschwung, durch ihre stille Majestät, die sich schwindelnd in den ewigen Himmel verliert — treue Wächter des Thales mit seinem Frieden, Genossen der Wolken und der Donner in der Höhe. Es gehört schon ein ausgedehnter Landschaftsgarten, ein Park dazu, um einen kleinen Hügel, eine bescheidene Grotte, diese Nachbildungen von Berg und Fels, in sich aufzunehmen; und falls sie sich nicht schon von Natur dort finden, dürfen sie, um dem weiten Gehege Abwechselung zu geben, durch Aufschüttung u. dergl. künstlich angelegt werden. Der beschränkte Raum eines Hausgartens aber, der nur ebenen Boden haben darf, auf dem sich's bequem wandeln läßt, verbietet solche Ausnahmen.

Auch das Wasser ist nur bedingter Weise ein Verschönerungsmittel des Gartens. Das fließende Wasser deutet schon durch sein ruheloses Strömen auf landschaftliche Weite und Ferne und bedarf daher zu seiner Aufnahme das ausgedehnte Terrain eines großen Gartens, und auch da nur in der bescheidenen Form des plätschernden Quells mit kleinen Wasserfällen; im beschränkten Hausgarten würde es unruhig wirken, den Genuß der grünen Stille unmöglich machen. Dieselbe Störung würde im engen Raume die mit starkem Strahl aufschießende Fontäne verursachen, während sie die imposanten Waldpartien eines Parks oder öffentlicher Anlagen stimmungsverwandt belebt, zugleich mit der Täuschung, als steige der stolze, ununterbrochene Aufsprung aus unerschöpflicher Tiefe, wozu dann das schleierähnliche, regenstäubende Niederrieseln des Wassers das sanft beruhigende Gegenbild liefert.

Mit der trauten Stille des Hausgartens harmoniert einzig das kleine Bassin mit mäßig aufsteigendem und leise niederfallendem Strahl, letzterer auch wohl zum Büschel oder Kelch erweitert, aber niemals mit einer darauf tanzenden, nervös erregenden Glaskugel. Ein förmlicher Teich oder See dagegen, der in seiner stillen Tiefe den Himmel und die grünen Ufer friedlich verklärt wiederspiegelt, also Himmel und Erde in einer Fläche zusammenfaßt, ja dessen entfernte, hinter Gebüschen verschwindende Ufer auf unabsehbare Weite zu deuten scheinen, fordert wiederum die weiten Dimensionen des Parks; eine Gondel und stolz rudernde Schwäne mit dem zierlichen Pavillon als Wohnung

bilden am passendsten die belebende Staffage der einförmigen Wasserfläche.

Auf einem senkrechten Leitungsrohr befestigte, windschnell im Kreis rotirende Röhren mit herausgeschleudertem Sprühregen sind niemals ein Verschönerungs-, sondern nur ein Bewässerungsmittel großer Rasenflächen in städtischen Anlagen und fürstlichen Gärten. — Die plumpen Wasserkünste des altitalienischen Stils endlich, die dem arglos Wandelnden bei einem bestimmten Tritt auf den Boden oder beim Druck auf einen bestimmten Thürgriff einen Wasserstrahl in's Gesicht spritzten, waren zu roh und abgeschmackt, als daß sie in einer spätern Epoche je wieder Nachahmung hätten finden sollen.

Die Stille des Ortes nicht zu stören, können Tiere im kleinen Hausgarten nicht geduldet werden; die muntern Sänger in den Bäumen sind die einzigen Mitbewohner des friedlichen Reviers, Schmetterlinge und Wespen nur flüchtige, mitunter lästige Besucher. Im forstartigen Park dagegen finden Hirsche und Rehe eine gastliche Aufnahme; hier dürfen auch hochbeinige Flamingo's und Störche am Teiche auf- und abstolzieren; und ein gezähmter Bruder Petz im Zwinger oder ein possierlicher Affe sind originelle, aber nicht ungefährliche Spielkameraden der Kinder des vornehmen Hauses, da die unberechenbare Naturkraft den künstlichen Zwang der Dressur mitunter plötzlich und — tödlich durchbricht.

So bleibt denn das Schönste der Natur, **die Vegetation**, das grüne, laubige Kleid um den Leib der Mutter Erde, die züchtige Umhüllung ihrer Nacktheit.

Von dieser Wahrnehmung ist schon der Volksinstinkt seit Alters geleitet gewesen, wenn er im Sprachgebrauche fast aller Völker dem Worte „Natur" vorherrschend die Bedeutung der grünen Natur, der hold erfreuenden Pflanzenwelt beigelegt hat, und noch wir heutigen Tages halten daran fest; auch unsere Darstellung bedient sich des Wortes meist in dem Sinne der vegetabilischen Natur. Denn was wir Alle, Gebildete wie Ungebildete, Große wie Kleine, in der Natur suchen, und was uns am meisten an ihr erfreut, das ist immer das frischgrüne Wachstum, die Blumen und Sträucher und Bäume sind es, was wir lieben und bewundern, was wir pflanzen und pflegen; ja wir machen sie, wenn wir sonst Niemand haben, zu Vertrauten unseres Glück's und Weh's und verschwenden an sie den ganzen Scharfsinn unserer sinnigen wie phantastischen Deutung. Berge und Felsen und Wasser können wir schon eher entbehren; aber den grünen Rasen draußen, die schattenden Bäume, den ehrwürdigen Wald mögen wir nicht missen — eben aus der instinktiven Überzeugung, daß sie das Schönste der Natur seien.

Die Vegetation ist das erste Aufsprossen des organischen Lebens aus der Tiefe, die erste Gestaltenbildung der Mutter Erde am Boden, gleichsam das erste Aufatmen ihres dunkeln Innern zum allerfreuenden Lichte empor. Und diese ihre frühesten Sprößlinge hat die Mutter mit der ganzen Liebe der Erstgebornen am gefälligsten, am zierlichsten geformt, schlägt in ihnen zum erstenmal das dunkle Auge der Tiefe seelenhaft auf, weht

in ihren Farben und Düften wie mit uns fühlend, wie verständnisvoll sprechend uns an. Und die Gestalten selbst, diese tausend und aber tausend Gewächse im Schmucke des frischen, jedem Auge wohlthuenden Grün, sind entweder fein gegliedert und geblättert, oder stark und stolz aufstrebend und oben zu laubigen Kronen und Wölbungen gerundet — ein Reich der Höhe über uns von urschöpferischer Frische, wie unerschöpflicher Mannigfaltigkeit, verborgener Gesetzmäßigkeit ebenso, wie unberechenbarer, wildschöner Freiheit. So ist die Vegetation die älteste und allgemeinste Freudengeberin für Auge und Herz, die früheste Erzieherin zur Naturliebe, zur Schönheit, zur religiösen Andacht — ein Bild des immer wiederkehrenden Lebens, ein Sinnbild der Hoffnung, die sich nie getäuscht sieht. Denn jeder Frühling ruft aus seinen Pflanzen uns zu: ja, der alte Gott lebt noch und bleibt treu, wie sein unwandelbar blauer Himmel droben; Mutter Natur ist ewig die alte und gleiche und kommt immer wieder, auch wenn sie sich manchmal, gleichsam um unsere Treue zu prüfen, verzögert oder verbirgt.

Ihr bestes Teil aber haben die Pflanzen in der farbenschönen, zartduftigen Blüte, in deren Formen die Natur zugleich die erste geschlossene Gestaltenbildung, auch für menschliche Nachahmung und Nutzanwendung, versucht: den flachen Teller oder Stern, den kugligen Ball, den hohlen Kelch, die Glocke u. s. w. Wie eine offen hingehaltene, fast bittende Hand erscheinen die einen, wie ein tiefes Gefäß zum Aufnehmen und Bergen die andern, rund-

lich geschlossen und nichts bedürfend wieder andere u. s. w. Auf diesen Formen und Farben verweilt nicht nur das erfreute Auge; nein, aus ihnen spricht auch zum Gemüte so etwas wie seelenvolles Innere, wie warmer Hauch der Brust. Ein stilles Verständnis für unsere Seelenregungen glauben wir darin zu vernehmen; und das arme Volk, das sonst nichts Edleres kennt, woran es seine Liebe hingeben könnte, oder die von Wonne überquillende Brust vertraut ihre Gefühle getrost der verschwiegenen Blumenwelt und hört ihre eigene Herzenssprache aus deren stummen Kelchen wiedertönen.

Als Armut an Natursinn muß man es daher beklagen, wenn manche Gartenbesitzer selbst im Hausgarten, den sie doch stets und unmittelbar vor Augen haben, nur Grünes dulden, den Rasen am Boden, das Laub der Sträucher und Bäume, blühende Pflanzen aber, also Blumen, geflissentlich ausschließen — eine ähnliche Verzichtleistung, wie wenn ein Sonderling von Hausbewohner allen Schmuck aus seinen Zimmern, auch den edlen Schmuck der Bilder und Gemälde, eigensinnig fern hält und sich nur von den kahlen Wänden unfreundlich umgeben sehen will. Der bloß grüne Garten kommt in dem bloß aus grüner Bodenfläche und Bäumen bestehenden Park zur Verwirklichung, der ja, ursprünglich Wald, auch nur ein veredeltes Nachbild des Waldes sein soll. Dem Hausgarten aber dürfen Blumen nicht fehlen, diese lichten, farbig blickenden Augen der Pflanzenwelt, diese holden Lieblinge jedes sinnigen Naturfreundes, und selbst sinnvolle Verkünder menschlicher Stim-

mungen. Als fühle der Besitzer sich beleidigt von den farbigen Augen am Boden, als habe er, mutwillig und grausam, den Pflanzen ihre zartesten Spitzen ausgebrochen — so verstümmelt und trauernd blickt ein bloß grüner Garten uns an. Nein, erst die Vereinigung von Laubgrün und bunten Blumen macht ihn freundlich, macht ihn zum wirklichen Garten, zum treuen Abbilde der ganzen Vegetation.

Einer Pflanzengattung jedoch scheint es nicht einzuleuchten, daß die Blüte ihr schönster Schmuck sei, wenigstens legt sie keinen Wert darauf und strebt nicht danach; wohl aber sucht sie sich dafür nach anderer Seite zu entschädigen. Sie hat nämlich eine besondere Vorliebe für lange, dünne, öfter wässerige Stengel — wenn man sie so nennen darf —, die, falls man sie aufrecht zöge, die Höhe der Bäume erreichen würden. Mit diesen langgestreckten, fadenähnlichen Ranken sind die Schlingpflanzen — denn nur diese können wir meinen: Weinstock, Epheu, Clematis, Pfeifenkraut, Winde u. a. — unter ihren sonst so ruhig dastehenden Gefährten gleichsam die neugierigen, strebsamen Wanderer, die, von Sehnsucht in die Weite getrieben, sich kaum Zeit gönnen, auch Blätter und Blüten zu treiben: am schönsten noch die Winde mit ihren zart Lila- oder Rosa-Kelchen, während dem wilden Wein mit seinen lebensvoll geschnittenen Blättern am Gartengeländer erst der Herbst seinen besten Schmuck, das tiefe Karminrot verleiht — bei ihnen allen geht der Hauptzug vorwärts oder aufwärts. Da sie zu schwach sind, sich emporzurichten,

kriechen und schleichen sie nur unscheinbar am Boden hin, oder klettern, einer Stütze bedürftig, an Stäben, Baumstämmen, Mauern u. s. w. in die Höhe und überziehen diese ganz und gar mit ihren Ranken und Blättern. Mit Selbstverleugnung und dienstfertig bieten sie sich an, wo es Unschönes zu verdecken, menschliche Wohnstätten mit grünem Gewinde zu umschlingen, Denkmäler und Marmorbilder, Säulen und Säle festlich zu schmücken gilt; und schließlich zieren sie noch als Kranz ein verdientes Menschenhaupt.

Wie die physiologische Botanik diesen Luxus der Stengelbildung, diesen Mangel an geschlossener Gestalt deutet? ob als ein bloßes Hinausgehen der Pflanze über ihre Kleinheit? ob als ersten Ansatz zur Holz- und Baumbildung, was ja alte Epheustämme und Weinstöcke wirklich sind? — Ihre ästhetische Bedeutung scheint uns in den obigen Eigenschaften zu liegen: in ihrer weiterdringenden Wander- und Späherlust am Boden und in freier Luft, sowie in der Neigung mit ihren keck ausschwingenden Ranken und Reben edle, aber schmucklose Menschenwerke naturfreundlich zu umkleiden, die Natur fast ebenbürtig in den ehrenden Dienst der Kunst zu stellen.

Aber Kinder des Bodens, stehen die Pflanzen auch festgewurzelt im Boden, ohne von der Stelle weichen, ohne dem Zufall, der Zerstörung entfliehen zu können. Noch gebunden an den Stoff des Bodens und aus ihm die nährenden Säfte saugend, atmen sie nur um so sehnsuchtsvoller in das freie Reich der Luft empor, strecken sie Arme

und Augen nur um so verlangender dem holden Lichte der Sonne entgegen. Diese Gefangenschaft bei so viel Sehnsucht in die Höhe und Weite, diese nackte Hilflosigkeit bei so viel erfreuender Schönheit hat etwas Rührendes und hat von jeher die Teilnahme des Naturfreundes, den Schutz seiner sorgenden Hand angerufen, die Lieblinge in seine Pflege, in seine persönliche Nähe zu nehmen, sich von ihnen erfreuen und schmücken zu lassen.

Den sympathischsten Reiz aber bietet die Pflanzenwelt uns dadurch, daß sie, als ein organisches Reich, **den Prozeß des Wachstums**, des langsamen, geheimnißvollen Werdens darstellt, das, bei der Unbeweglichkeit der Gewächse, unser Auge ungestört und teilnehmend beobachten kann. Denn entzückender, als die fertige Gestalt, ist es, ein Leben werden, den Frühling kommen, aus Millionen Keimen und Knospen aufbrechen und sich immer voller und reicher entfalten zu sehen. Schritt vor Schritt verfolgen wir diese Entwickelung, ja fühlen sie, da wir selbst eine ähnliche, nur langsamer durchmachen, fast im eigenen Körper mit. Uns zurückversetzend in unsere eigene Kindheit, haben wir ein Mitverständnis mit der Kleinheit und Unscheinbarkeit all der Keime und Sprossen; weiter fühlen wir mit ihnen die Lust ihres allmäligen Größer- und Kräftigerwerdens, fühlen uns mit ihnen gehoben beim Anblick ihrer vollen Höhe und Reife, und Wehmut beschleicht uns, wenn sie im Herbst, allerdings im Schmucke einer neuen Farbenpracht, langsam welken und absterben und endlich erstarrt unter der weißen Winterdecke ruhen. So begleiten wir sie mitfühlend und

verständnisvoll auf all ihren Entwickelungsstufen und erblicken in ihrem zusammengedrängten Jahresverlaufe ein Bild unserer eigenen, länger gedehnten Lebensalter.

Jedoch auch in der friedlichen Pflanzenwelt herrscht, wie unter uns Menschen, ein Unterschied an Besitz und Rang. Ein niederes Proletariat, ein ehrbarer Mittelstand und eine selbstbewußte Aristokratie des Genusses und der Repräsentation schattirt auch hier die scheinbar gleichförmige Masse; aber auch hier ruht edle Bildung und Sitte vornehmlich auf dem gediegenen Mittelstande: an seine Vertreter wird man sich zu halten haben, wenn das Schönste aus Flora's Reiche zum Zwecke edeln Naturgenusses ausgewählt werden soll. Hiervon ausgeschlossen also ist das Gewöhnliche und Gemeine, das überall wild emporschießt und selbst dem Versuche spottet, sich veredeln zu lassen, und noch mehr das Häßliche und Schädliche, das nicht einmal eine praktische Anwendung, geschweige eine ästhetische zuläßt; ja selbst das bloß Nutzbringende und Heilkräftige, das ja nach anderer Seite höchst schätzbar ist — dies Alles erweist sich für edeln Naturgenuß unzweckmäßig oder gar hinderlich.

Umgekehrt wird ausgeschlossen bleiben müssen das allzu Kolossale und Majestätische, das überall ein Feind der maßvollen Schönheit ist, das Absonderliche und Auffallende, das mehr durch Kuriosität interessiert, als durch Schönheit gefällt, endlich das nur äußerlich Prächtige, pomphaft Aufgespreizte, das nur durch leeren Glanz blendet, aber jedes feinern, ideal gemahnenden Reizes ermangelt.

Gewächse ferner, die nur an ihrem ursprünglichen Standorte ihre Bestimmung erfüllen, anderswo aber ihre Wahrheit, ihre Poesie verlieren, sind unangerührt ihrem Heimatsboden zu überlassen. Die gemeine Kuh- oder Butterblume also — um die einzelnen Rangstufen an Beispielen zu charakterisieren —, die Brennessel, die Distel, das Schellkraut, die Wolfsmilch und ähnliches Gelichter, das auf jedem Schutthaufen wuchert, wird niemand zu seiner Freude in den Garten pflanzen. Kornblume, Rittersporn, Speckblume, Klatschrose u. ähnl. mögen im Getreidefelde stehen bleiben, wohin die Natur sie säet; Gänseblümchen und Himmelschlüsselchen haben nur auf der grünen Wiese Reiz, das Veilchen blüht verborgen nur am Gartenzaun, Anemone, Ranunkulus u. a. gedeihen nur in der wilden Einsamkeit des Waldes u. s. w. Höchstens, wo wir Wald und Wiese künstlich nachahmen, wie im Park und in der Rasenfläche des Gartens, dürfen auch diese Kinder der Freiheit nicht fehlen.

Auch die Sträucher dürfen nicht die wilden unserer Hecken und Zäune sein, sondern die durch Zucht veredelten vollwüchsigen, groß oder zierlich geblätterten, schön blühenden. Im Rasen und auf den Beeten als Schmuck mit den niedrigern Blumen zu wechseln, Wege einzufassen, Mauern zu verdecken, ist ihre Bestimmung. Stockrosen und Strauchrosen, Schneeball und Goldregen, Jasmin und Jelänger-Jelieber, Flieder und Hollunder u. s. w., diese altbeliebten Gartensträucher finden je nach dem Adel ihres Wuchses und ihrer Blüte auf die eine oder andere Weise Verwendung.

Fruchtsträucher und Obstbäume vollends sind zwar nach dem ästhetischen Kodex der Kinder das Schönste in der Natur, müssen aber dennoch — im Principe wenigstens — vom Garten ausgeschlossen oder doch nur maßvoll angebracht werden, weil der Nutzen, der Beigeschmack materiellen Genusses den ästhetischen Eindruck stört. Nur insofern ihr Blütenschnee im Frühling und das buntprangende Obst des Herbstes wahrhaft schöne Naturbilder liefern — im Hintergrunde die kindliche Naschhaftigkeit als Humor — mögen einige Stachelbeer- oder Himbeerbüsche, ein Birn- oder Apfelbaum, besonders wegen seiner Gemütsbeziehungen zur Familie, im Hausgarten eine Stelle finden; eine ausgedehnte Pflanzung von Früchten aber, wie Erdbeerbeete, müssen wenigstens abseits angebracht sein.

Dieselbe Vorsicht ist geboten bei **krüppelhaften, zwergartigen Gewächsen**, in denen der Pflanzentypus nicht rein zum Austrag gekommen ist, und die daher nicht den Schönheitssinn befriedigen, sondern höchstens zu scherzhafter Betrachtung, zu spöttischen Vergleichen herausfordern. Ganz besonders die niedrigen, dicken Kaktusarten oder alte, mit weißem, zottigem Moos bartähnlich behangene Baumstämme u. ähnl. sind wahre Bizarrerien der sonst so besonnen schaffenden Natur, überschüssige Ausgeburten ihres Übermutes, ihrer tollen Laune, nachdem sie sich in all ihren sonstigen Bildungen an wirklicher Schönheit Genüge gethan. Höchst fremdartig und störend würden solche Abnormitäten in der gewählten Vegetation des Gartens sich ausnehmen; ihre Drolerie verweist sie in das Versteck der

Gewächshäuser oder auf das Fensterbrett des Wohnzimmers, wo sie, sparsam zwischen die übrigen Gewächse gestellt, die tröstliche Wahrheit bestätigen mögen, daß es schon in der Welt der Vegetabilien närrische Käuze gibt.

Von dieser Massenausscheidung des Wertlosen oder Fremdartigen wird jedoch eins, trotz seiner Gewöhnlichkeit, nicht betroffen, weil wir uns Natur in keiner Gestalt ohne dies eine denken können — das unscheinbare grüne Gras, dieser frische Überzug unserer Wiesen und Raine. Mit diesem Anblick des grünbekleideten Bodens sind wir groß geworden, mit dem Bilde der Natur war auch das Bild der grünen Bodenfläche unmittelbar gegeben, und wir haben es für immer eingesogen — wir mögen es auch da, wo sich's um veredelte Natur handelt, nicht entbehren; auch dem Garten darf der grüne Rasen nicht fehlen. War's doch die grüne Wiese draußen vor dem Dorfe oder hinter dem Wohnhause der Eltern, wo wir einst als Kinder unsere lustigen Spiele trieben, uns im Grase wälzten oder erhitzt unter einem Baume ausruhten, wo wir Blumen pflückten und Sträuße oder Kränze banden.

Diese Stätte unserer glücklichen Kindheit, diese frischgrüne Naturfläche wollen wir nun auch im Garten vor uns sehen: er wäre nicht Natur, er wäre nicht Garten, brächte er uns nicht das Bild der wirklichen Natur, nicht die Erinnerung an entflohene fröhliche Zeiten mit ihren Tummelplätzen vor die Seele. Genug, der Rasen am Boden ist das erste vegetabilische Erfordernis zum Garten. Dabei ist es unerheblich, ob man gewöhnliche oder edlere Gras-

sorten wählt, die mehr eine dichte, gleichmäßige Fläche bilden und deshalb auch eine sorgsamere Pflege fordern; aber das grüne Gras muß unter allen Umständen den Boden decken, es muß die gemeinsame Grundfläche zu Allem bilden, was die Natur sonst noch hervorbringt und die Hand der Kunst verschönt.

So reduziert sich denn die Auswahl aus der Vegetation für den Garten auf die längst eingeführten Gartenblumen, die entweder nur durch Kultur veredelte Wiesen-, Feld- und Waldblumen unserer mittel- und südeuropäischen Heimat sind, oder (etwa seit 1600) durch die überseeischen Handelsvölker, besonders die betriebsamen Holländer importierte Erzeugnisse der außereuropäischen Kontinente: Mexiko und das tropische Südamerika, Vorderasien, Ostindien, China und Japan haben dazu das meiste beigesteuert. Stiefmütterchen, Reseda, Balsaminen, Goldlack, Geranien, Pelargonien, Tulpen, Hyacinthen, Nelken, Astern, Levkoyen, Rosen u. a. bilden das stattliche Kontingent unserer eingebürgerten Gartenflora.

Manche darunter haben ihre beste Zeit allerdings hinter sich, wie die Hortensie und die Georgine, oder sie entarten und verkommen wieder, wie hier und da das Stiefmütterchen, weil sie den Reiz verloren haben und von später eingeführten prächtigern, wie Cacteen und Orchideen, in den Hintergrund gedrängt worden sind. Bei alledem aber haben sie sich als treubewährte Erbstücke der Vergangenheit in der allgemeinen Liebe, besonders des kleinen Bürgers und Landmanns, der sie in Töpfen vor dem

Fenster und in den Gartenbeeten am Hause zieht, und nicht minder des vornehmen Städters in seinem wohlgepflegten Lustgarten, festgesetzt und werden mit traditioneller Pietät noch immer gepflegt oder wenigstens geduldet. Neu eingeführte Blumen, die ja ohnehin anfangs kostspielig und selten sind und die Probe erst bestehen müssen, haben deshalb neben jenen alten Lieblingen einen schweren Stand.

Bedingung aber für alle Blütenpflanzen ist, daß sie sich durch ansprechende Form empfehlen, die rundlich geschlossen, kelch- oder glockenähnlich, tellerartig flach u. s. w. sein kann, also jene einfachen, gefälligen Linien zeigt, die, bei der ursprünglichen Einheit von Natur und Geist, auch unserm Formsinne als die Urtypen aller Gestaltung eingeprägt sind. Sodann müssen die ausgewählten Pflanzen warm gesättigte oder jugendfrische oder zart hingehauchte Farben haben, nicht beleidigend grelle und kokett brennende, noch unheimlich gemischte und zweideutige, die sehr unliebsam an Giftpflanzen erinnern würden. Endlich fordert jedermann von seinen Lieblingsblumen edeln, wohlthuenden Geruch, worin der Sinnige gern eine Art Seele, herzliche Zuneigung zu sich erblickt. Weniger in's Gewicht fällt das Blattwerk der blühenden Pflanzen, sobald nur die Blüte selbst durch Schönheit sich auszeichnet; auch pflegen ja die Blätter in demselben Grade unscheinbar zu werden, als sich die reifste Kraft der Pflanze in der Blüte konzentriert und erschöpft. Gesellt sich aber gefällige Blattbildung zur schönen Blüte, um so höher steigt die Pflanze in unserer Wertschätzung.

Die Gartensträucher und Bäume.

Auch die Auswahl der Gesträuche unterliegt im Wesentlichen denselben Gesichtspunkten, nur daß von ihnen neben der Blütenfülle und Farbenschönheit auch volle Belaubung gefordert werden muß, soll das Gesträuch das würdige Mittelglied zwischen Pflanze und Baum bilden und mit seinem höhern Wuchse die Hinterwand zu Blumengruppen oder selbständige Gebüschgruppen auf freien Rasenstellen oder an kahlen Mauern bilden. Unsere meisten Gartensträucher: Hollunder, Flieder, Goldregen, Schneeball, Jasmin, Jelänger-Jelieber u. s. w. entsprechen diesen verschiedenen Zwecken vortrefflich. Sind die einzelnen Blüten nur klein, wie beim Flieder und Hollunder, so ersetzt die Natur selbst die fehlende Blütenfülle durch gedrängte Massenstellung in Form der Dolde oder Rispe oder Ähre, und durch Zusammenfügung solcher zu ganzen Ballen, die sich nun als vollblühende Büsche darstellen.

Die Bäume, diese in's Kolossale ausgereckten Pflanzen, tragen ihre Triebkraft als Blätterfülle hoch in die Luft und wölben sich hier zu breitverzweigten, rundlichen Kronen — Wohnungen für die sonst obdachlosen Vögel, Schattendächer für Kühlung-suchende Naturwanderer. Diese Doppelbestimmung haben die Bäume in Wäldern und Gärten, füllender Laubschmuck und schattender Schutz zu sein; ihre Schönheit aber beruht in ersterm Vorzuge. Mit starkem Stamm aufwärts strebend und sich oben zu seitlich stehenden Ästen und Zweigen ausstreckend, wiederum halb mit dem Streben aufwärts, halb zur Seite, stellen sie in ihrer ebenso geschlossenen, wie freiwüchsigen Gestalt die Aus-

gleichung der beiden Gegensätze aller irdischen Bewegung und Richtung dar, der vertikalen und der horizontalen, nicht minder das Zusammengehen der Kraft in ihrem starken Stamm und den knorrigen Ästen mit der Zartheit und Zierlichkeit des durchbrochenen Blätternetzes und der dünn und immer dünner auslaufenden Zweigspitzen, die sich, besonders auf lichtem Hintergrunde, mit entzückender Grazie wie feine Linien abzeichnen und endlich wie ein Duft in den Äther verzittern. Selbst das entblätterte Baumgerippe zeigt, gegen den hellen Himmel gesehen, noch die Schönheit der feinen Zeichnung. Das ganze mechanische Gerüst der Bäume aber mit den regellos stehenden Zweigen ist von der grünen Blätterfülle so dicht verhüllt oder zart überschleiert, daß all die Kraft des Aufschwungs und die verworrene Wildnis der Zweige sich zuletzt doch in das wohlthuende Totalbild symmetrisch schöner Rundung zusammenschließt.

Jedoch ist diese Rundung keine fest umgrenzte, zu lichtlosem Dunkel verurteilte: auch durch den Bau unserer Bäume geht ein Hauch von Idealismus, wie durch unser Geistesleben, die wir unter diesen Baumkronen wohnen. Während nämlich über den unentwickelten Rassen der Tropen sich die undurchdringliche Nacht des Urwalds wölbt, oder die schwanken Kronen großblättriger Palmen sich wiegen, schatten uns Nordländern nur Bäume und Wälder mit durchbrochenem Laubwerk, durch dessen Lücken überall der lichte Himmel hereinscheint und wir in den hohen Himmel hinaufschauen. Die Mahnung an ein Höchstes, der Aus-

blick in eine Idealwelt über der irdischen soll uns nirgends verlassen, wir sollen, auch im Genusse der freien Natur, unserer höhern Bestimmung nimmer vergessen. Die irdischen Dinge selbst aber, wie hier die Bäume, erhalten erst in der Verklärung eines überirdischen Hintergrundes ihre höchste Schönheit.

Solch ideale Gesichtspunkte jedoch kommen bei der Auswahl der Bäume für den Garten nicht in Betracht; vielmehr entscheidet darüber ihr ursprünglicher Standort und — damit übereinstimmend — der Charakter, den die Natur ihnen gegeben. Die ehrwürdigen Waldbäume, Eiche und Buche, gehören ohne Zweifel nur in die hehre Einsamkeit des Waldes, an dessen urwüchsige Wildnis wir im wohlgepflegten Hausgarten nicht erinnert sein wollen. Dagegen ist die rundgewölbte Linde auf kurzem, dickem Stamm von jeher menschlichen Wohnstätten näher gerückt gewesen, und sie nicht minder, wie die schlankgewachsene, zartgezweigte Birke mit weißem Stamm sind noch immer sowohl dem individuellen Gemüte vertrauter, wie auch mit dem Volksleben inniger verflochten. Aber diese Intimität haftet ihnen doch nur an, so lange sie ihrem ursprünglichen Standorte erhalten bleiben, die Linde dem innern Dorfplatze oder der Kirchhofmauer, die Birke dem Walde, dem ins Flachland blickenden Waldrande. In der zierlichen Wahlordnung des Gartens dagegen, also in der unmittelbaren Nähe des Menschen verlieren sie ihre Poesie und widerraten daher selbst eine derartige Verwendung. In noch höherm Grade gilt dies von der Weide und der

Erle am Bach, von der Kastanie und Platane in den öffentlichen Promenaden, von der Pappel an der Landstraße oder an der Einfahrt zum Schloßhof u. s. w.; ihnen allen fehlt die Vertraulichkeit und Zugehörigkeit zu menschlicher Existenz.

Solch ein häusliches, familiäres Gepräge nun hat die Natur vornehmlich den Obstbäumen gegeben. Zwar weniger schön von Wuchs und Laub und nicht so majestätisch, wie die Wald- und Landschaftsbäume, bieten sie ihre Blütenpracht und ihren Fruchtsegen offenbar nur uns zum Genusse dar und wollen deshalb auch von uns in Pflege und örtliche Nachbarschaft genommen sein; selbst das ästhetische Bedenken ihrer Nutzbarkeit muß sich dieser ihrer Naturbestimmung gegenüber herabstimmen. Aber auch bei ihnen scheidet die Natur zwischen bevorzugten Lieblingen und dürftigen Stiefkindern. Dem Nußbaum versagte sie die schneeweiße Blütenfülle und die farbenbunte Frucht, Kirsch- und Pflaumenbäume sind nicht groß und bedeutsam genug; aber ein alter, reichtragender Apfelbaum, den vielleicht der Großvater gepflanzt und der sein breites Dach wie segnend über die Familie darunter ausspannt — auch hat er begreiflicher Weise die ganz besondern Sympathien der Kinder für sich — ein solcher Baum steht in lebendiger Wechselbeziehung mit der Familie und ist daher ein notwendiges Erfordernis, ist der würdigste Schmuck des Hausgartens. Neben ihm sind andere Bäume, eine Trauereſche, als Laube gezogen, eine Akazie und ähnliche, schon des beschränkten Raumes wegen, entbehrlich, und an Traulichkeit könnte sich doch keiner mit dem alten Hausfreunde messen.

Nadelholz endlich ist im Hausgarten nur vorsichtig und sparsam anzuwenden; sein einförmig düsteres Aussehen, sein unheimliches Gischen und Rauschen stimmt schlecht zur heitern Freundlichkeit des Hausgartens; und selbst im Park- und Landschaftsgarten sind nur seine schönern und kleinern Arten als seltenes Gegenbild zum Laubholz wohlthuend, hohe, uralte Fichten und Tannen wenigstens nur als Gruppe im Laubwalde oder an dessen Rande statthaft.

Das innerste Motiv unserer Freude an den Pflanzen und Bäumen aber liegt nicht in ihrer Blütenpracht und Fruchtfülle, nicht in ihrer Zierlichkeit oder Majestät, sondern — dem Laien freilich unbewußt — darin, daß sich in ihrer organischen Gestaltenbildung jene beiden allgemeinen Naturgesetze ausprägen, welche scheinbar selbständige Einzelerscheinungen in den großen Zusammenhang des Weltlebens überhaupt einreihen, so daß diese Einzeldinge nur Spiegelungen des großen Makrokosmos im Kleinen sind. Einmal nämlich stellt sich in den Vegetabilien, und zwar in ihrem Stengel und Stamm, die kristallinische Säule dar, der fest in sich ruhende, einigende Mittelstock, der gerade, aufstrebende Träger der ganzen Gestalt — das Gesetz fester, geschlossener Sammlung, ruhigen, nach innen gewandten Beharrens, das Weltgesetz der „Centripetalkraft“ würde der Physiker sagen. Zweitens aber tritt uns, und zwar in den seitwärts abstehenden Ästen und Zweigen, der Drang nach außen, das Streben in die Breite und Weite, das Bedürfnis nach beweglicher Freiheit und Beliebigkeit vor Augen, also das gegenteilige

Gesetz der Ausdehnung, des Ausschwingens in den Raum — das Weltgesetz der „Centrifugalkraft“ nennt es der Physiker.

Und dieselbe Anordnung wiederholt sich in kleinerem und immer kleinerem Maßstabe durch all die Zweige und Zweiglein bis hinab zum letzten Blatt: überall das Miniaturbild der ganzen Gestalt, jeder unscheinbare Zweig immer wieder ein kleiner Baum: ein fester, fast gradliniger Stock in der Mitte, und daran, seitlich gelöst, die gleichsam weiterdrängenden flügelähnlichen Blätter. Ja die Blätter selbst noch sind, und zwar jedes einzelne, Bilder des Ganzen: auch durch sie zieht sich ihrer ganzen Länge nach eine ziemlich geradlinige, stärkere Mittelader, die Fortsetzung des Stieles, und von dieser laufen die symmetrisch einander gegenüberstehenden Seitenadern parallel nach dem Rande zu.

Diese ganze Gesetzmäßigkeit aber ist, weil im Gebiete des unbewußten Naturlebens sich vollziehend, keine mathematisch strenge, vielmehr hat sie an ebensovielen Zügen von Freiheit und Regellosigkeit ihr ausgleichendes Gegengewicht. Die Äste des Baumes und die Blattstengel der Pflanze stehen nicht genau rechtwinklig, nicht streng symmetrisch, nicht in gleichen Entfernungen von einander, sondern es herrscht in ihrer Gestalt, Stellung, Belaubung u. s. w. das absichtsloseste Belieben: überall ein unberechenbar freier Wuchs und Schwung, ein Vorspringen und Zurücktreten, ein Aufstreben und sich-Senken, das dem Auge ein unvergleichlich reizendes Spiel der Kräfte,

ein Zusammenwirken fester Geschlossenheit und lockernder Willkür bietet, das die Freude daran nie ermüden läßt, vielmehr mit immer wechselnden Bildern überrascht und lohnt.

Und dies reizvolle Spiel steigert sich noch, wenn man sich die organische Gestalt seelisch belebt, von einer gewissen Bewußtheit getragen denkt: wenn man z. B. in der ganzen, ruhig ausgebreiteten Wölbung des Baumes einen ehrwürdigen Dom, in den letzten Zweigen der obern Krone einen Baldachin, in den wirr verschlungenen Ästen wütend in die Luft geschleuderte Arme eines Riesen erblickt; wenn man einzeln heraustretende Zweige wie eine bittend hingehaltene Hand oder wie einen fächelnden Wedel ansieht u. s. w.; die abwärts gesenkten Zweige aber scheinen, sei es durch ihre eigene Blätterschwere, sei es, mit unbewußter Symbolik, wie von Leid und Klage gebeugt, sich gleich einer Trauergestalt über ihr begrabenes Glück herabzuneigen. Das völlig schwarze Dunkel in der innersten Wölbung endlich und die durch die Lücken hereinfallenden Sonnenstrahlen, die auf den äußern Zweigen als helle Beleuchtung ruhen, eine Vereinigung von Nacht, Dämmerung und Tag an einer Gestalt und an jedem Komplex solcher Gestalten — das alles bringt in die stille Welt der Bäume ein geheimnisvoll bewegtes Leben, das noch eine andere Schönheit kennt, als die der Logik und mathematischen Regel: die Schönheit der Freiheit und Wildheit nämlich, die uns an unserer künstlich geschaffenen ästhetischen Schönheit fast irre machen könnte — eine Schönheit zugleich, die den ewigen Vorzug behält, nie zum Kodex for-

mulirt und gelehrt werden zu können, sondern nur in dem gottgeweihten Auge und Gemüte unausgesprochen sich spiegelt.

Was wir hier ausführlicher und auch in seinen tiefern Beziehungen besprochen haben, ist die für den Garten nötige Auswahl aus der Vegetation. Aber diese selbst ist wieder so reich und mannigfach, daß sie sich unmöglich in einen Raum zusammenhäufen läßt, sondern verschiedene Räume erfordert, verschiedene Arten von Gärten für die verschiedenen Arten der Gewächse nötig macht, je nachdem die eine oder die andere vorherrscht, der Besitzer sich für die eine oder die andere entscheidet — Gärten also von ungleichem Zweck und Wert, die natürlich auch dem idealen Begriffe des Gartens nur in sehr ungleicher Weise entsprechen.

Unmittelbar am Hause liegend, bietet der Garten edeln Anblick und Aufenthalt nur dann, wenn Blumen, Sträucher und Bäume in künstlerischer Anordnung seinen Inhalt, Wege, Lauben, Ruheplätze u. s. w. seine übrige Ausstattung bilden. Gerade der Hausgarten muß die oben geforderte Auswahl unserer heimischen Blumenwelt enthalten: die schönsten und sinnvollsten, auf denen das Auge am liebsten weilt, und die zum ahnungsvollen Gemüte am beredtesten sprechen. Im Hausgarten müssen uns, noch vor dem ersten Grünwerden der Natur, die frühesten Kinder des Lenzes begrüßen, die farbenschönsten Sommerblumen sich entfalten und des Herbstes rührende Spätlinge uns den Abschied der Natur verkünden. Auch diejenigen Blumen wird der Gartenfreund in seiner Nähe sehen wollen, die das beglückte oder

trauernde Herz so gern zu stummen Boten seiner Liebe, seines Schmerzes wählt, wozu das beseelende Volksgemüt sie von jeher geweiht hat. Neben den Blumen dürfen aber dem Garten auch füllende und verdeckende Sträucher, darf vor allem, wie gesagt, der ehrwürdige Obstbaum nicht fehlen, um dem Ganzen noch mehr Naturtreue und anheimelnde Traulichkeit zu geben.

So ist der Hausgarten Garten im wahrsten Sinne: eine ausgewählte, schön geordnete Pflanzung, wo Natur und Kunst sich die Hand reichen, ja er ist eine in's Grüne fortgesetzte Häuslichkeit. Mit einem Schritt aus dem Wohnzimmer zu erreichen und im leichten Hauskleide zu durchwandeln, verbindet der Garten ungezwungen häusliches Behagen mit erquickendem Naturgenuß zu einer in dieser Art einzigen Doppelexistenz, die, gegenüber der Künstlichkeit unserer modernen Bildungsverhältnisse, gerade durch ihre seltene Natürlichkeit entzückt. So wird der Garten eine Stätte des reinsten Genusses, weil wir diesen ausschließlich der Natur, ohne das Aufgebot künstlicher Hilfsmittel verdanken, für das sinnige Gemüt, für die pflegende Hand eine Übungsstätte zarter Sorgfalt und Geduld, wenn sie aus ihren Lieblingsblumen etwas möglichst Schönes machen will, aber auch ein dankbares Arbeitsfeld, da die fügsamen jedem Zuge unserer Hand so willig folgen und deren kleinste Mühe reichlich lohnen.

Nicht dem ästhetischen Genusse, sondern dem materiellen Nutzen dienen der Gras-, Gemüse- und Obstgarten, weshalb sie sich denn auch dem Hausgarten erst

hinten, vom Hause aus unsichtbar, anschließen dürfen.' Dem Obstgarten und seinen Bäumen eine künstlerische Anordnung, etwa die Gestalt eines regelmäßigen Polygons zu geben, verbietet die Sorge für die möglichste Ertragsfähigkeit der Fruchtbäume. Zu diesem Zwecke können dieselben höchstens in parallelen Reihen gestellt werden und müssen vor allem so weit von einander stehen, daß jeder möglichst ganz von den reifenden Sonnenstrahlen getroffen wird.

Diese Einwirkung wird allerdings in etwas abgeschwächt, wenn man nach italienischer Sitte, wie man sie schon in Südtirol und am lago maggiore antrifft, üppige Weinreben, gleich Guirlanden, sich von Baum zu Baum schlingen läßt; aber ein schönes Bild vollschwellender Laubpracht stellt sich in solch einem Baum- und Rebenwald dem Auge dennoch dar, als habe selbst die mitfühlende Natur sich nach Menschenweise in stolz rankenden Festschmuck gekleidet. Wohl aber dürfen an den Seitenmauern unserer Obstgärten edle, fruchtreiche Spalierbäume sich hinanziehen, zugleich das tote Gestein freundlich verdeckend.

Die gleiche Selbständigkeit nimmt der Gemüsegarten in Anspruch. Eine sehr unökonomische Ästhetik wäre es, wollte sie den Gemüsegarten als Mittelfeld zwischen die Obstbäume verlegen, da diese ja die unerläßliche Sonnenwärme abhalten würden. Die Gemüse und Küchenkräuter wollen vielmehr ebensogut ihr eignes Terrain haben, wie die Obstbäume. Und hier kann nun den Gemüsebeeten eine wenn auch einfache, doch wirklich künstlerische Anlage gegeben werden, indem man sie z. B. konzentrisch

anordnet, die niedrigen, lichtgrünen Salate als äußersten Kreis herumführt, die etwas höhern, dunklern Kohlarten die nächsten Kreise bilden läßt und zuletzt hohe Stangenbohnen um den Mittelpunkt gruppirt, so daß sie innen eine freie, schattige Laube bilden, in deren Versteck niemand die arbeitenden Kinder oder die emsige Hausfrau sich zwischen der Arbeit ausruhend, vermutet. Strahlenförmige Wege gestatten den Zugang zur Laube, und ebenso laufen zwischen den kreisförmigen Gemüsebeeten ebensolche Wege herum. So gewinnt man selbst dem bloß Nutzbringenden noch eine ästhetische Seite ab, adelt, auch bei geringfügigen Dingen, den niedern Zweck zur zweckfreien Schönheit.

Noch weniger Garten im Sinne familiärer Geschlossenheit, ist der Park wesentlich Wald, mit Wiesenflächen und Gebüschgruppen wechselnd, der Boden mit wildem Unterholz bewachsen und von geraden, breiten Baumalleen — die aber nicht aus langweilig steifen Pappeln gebildet sein dürfen — und geschlungenen Fußwegen durchzogen: die weitläufige Umgebung adeliger Herrensitze und fürstlicher Schlösser, mitunter sogar der Tummelplatz vornehmer Jagd- und Sportkünste. Um aber möglichst umfangreich zu erscheinen, muß die Umschließung des Parks die freieste, unscheinbarste sein: eine niedrige Dorn- und Unterholzpflanzung nämlich, die ihn in die offene Landschaft draußen unmerkbar übergehen und eben dadurch größer erscheinen läßt. Eine noch weitere Baumpflanzung ist nur da angebracht, wo besonders kahle Stellen der Umgebung verdeckt werden sollen. Hier im Park ist es also, wo die Gartenkunst sogar

den Wald in ihren Dienst nimmt, diese hochstämmige, schattendichte Laubwölbung aus hunderten von Bäumen. Auch seine heiligen Schauer, die sonst nur die Berge laubig umrauschen, sind uns Menschen nicht zu ehrwürdig: wir nehmen sie in unsere Nähe, um uns auch von ihrer Erhabenheit anwehen zu lassen. Behält doch die Natur noch Erhabenes genug, das uns fern und von uns ungenossen bleibt; die heiligen Hallen des Waldes aber sollen auch uns Dankbare umfangen mit ihrer ewigen Nacht, während draußen der lichte Tag auf den Wipfeln ruht. In die Stille des Waldes wollen wir uns flüchten aus der lärmenden Welt, in seine lautlose Einsamkeit, in seinen tiefen Gottesfrieden uns versenken: in ihm, dieser Kirche der Natur, wo die Welt sich gleichsam in ihr Allerheiligstes zurückzieht, wollen wir Gottesdienst halten.

Es muß aber schon ein sehr umfangreicher Park sein, wenn der einförmig hohe, dunkle Wald nicht störend wirken soll. Nimmt der Park einen engern Raum ein, oder verflacht er sich zum offenen, freundlichern Landschaftsgarten, so muß das geschlossene Walddickicht zu kleineren Laubpartien, sogenannten Baumgruppen auseinandertreten, und zwar an solch offenen Stellen, wo die Nachbarschaft des flachen Rasens oder niedriger Gesträucher die Steigerung hoher Stämme und Laubkronen fordert. Und diese Baumgruppen müssen, des freundlichern Charakters halber, vorwiegend Laubbäume von mäßigem Umfange sein, weniger Nadelbäume, die zwar Bilder unzerstörbarer Lebenskraft bieten, aber auch unempfindlich gegen den reizvollen Farben-

wechsel der Jahreszeiten und mit ihrer Kegelgestalt unvegetabilisch streng und steif sind. Nur kleine Gruppen von ihnen dürfen auf freier Wiese zwischen Laubwald stehen — z. B. dunkle Tannen zwischen lichten Birken, Silberpappeln neben Schwarzholz u. ähnl.; oder einzelne niedrige, bis zu den zwerghaften hinab, können am auslaufenden Ende einer Baumpartie sich als deren letzte Vorposten in der Wiese verlieren.

Auch edlere, vornehmere Bäume müssen es sein, aus denen der Landschaftsgarten seine Gruppen bildet; jedoch nicht allzu verschiedene, nicht schroff entgegengesetzte, besonders in der Farbe des Laubes, dürfen es sein, wie ja auch die Natur im Walde nur solche untereinander gleichartige wachsen läßt, welche gerade auf diesem Boden und in dieser Umgebung am besten gedeihen. Originell, obwohl mehr in physiologisch botanischem Interesse, als in ästhetischem, wäre die Zusammenstellung von Baumgruppen aus den in- und ausländischen Varietäten einer und derselben Baumart, die den übermütigen Spieltrieb der Natur zu belauschen gestattet, einen Baumtypus zu lauter feineren Unterarten auseinanderzulegen.

Weiter müssen im Landschaftsgarten breite Wiesenflächen hier und da von Gebüschgruppen oder Strauchpflanzungen unterbrochen sein, und kahle Stellen mit schwarzer Erde dürfen nirgends sichtbar werden, damit man überall den Eindruck zeugungskräftigen, frisch bekleideten Bodens habe. Die Wege aber durch das Ganze, „die stummen Führer der Spazierengehenden“, wie Fürst

Pückler sie sinnig nennt, müssen so geführt sein, daß man möglichst häufig immer andere Ansichten von der Umgebung habe und besonders schöne Aussichtspunkte bequem, ohne verdeckendes Laubwerk, sehen könne. Auch ein Bach kann die stille Fläche am Rande beleben, und ein bescheidenes Häuschen, die Gärtner- oder Försterwohnung, sie menschlich schmücken.

Die vegetabilisch wie künstlerisch schönste und deshalb erfreuendste Form des Landschaftsgartens sind die öffentlichen Promenaden gar vieler Städte, in denen sich die letzten Straßen und Villagärten der Vorstadt in's Freie hinaus fortsetzen. Jahrhunderte lang verwitterten die bemoosten Steine der alten Wassergräben um die Städte aus ihrer mittelalterlichen Befestigungszeit, zerbröckelten ebenso widerstandslos die morschen Stadtmauern mit ihren Thoren und Türmen, und die Erdwälle waren längst schon von den schonungslosen Füßen der Kinder und Spaziergänger breitgetreten — bis man denn endlich in neuerer Zeit daran gieng, niederzureißen und auszufüllen, zu ebnen und zu lichten. Einerseits die ausgesprochenste Friedensliebe unserer Tage, und anderseits der neuerwachte Natursinn haben hier, selbst in der Umgebung kleiner Landstädte, buschig beschattete Anpflanzungen mit Blumenbosquets und Spazierwegen, mit Spiel- und Sitzplätzen dazwischen geschaffen, die zu den schätzbarsten Leistungen moderner Verschönerungskunst gehören.

In der vollen Breite eines großen Rasenparterre's und hoher Gebüschgruppen, womit die innern Stadtanlagen

mitunter abschließen, setzen sich die neuen Anpflanzungen in der eingeschlagenen Richtung weiter in's Freie fort, teils als breite Promenadenwege, in welche auch die hier auslaufenden Vorstadtstraßen einmünden, teils als seitlich abzweigende Fußpfade, zwischen denen beiderseits Blumenreihen und Gebüschgruppen sich dahinziehen. Wo das unebene Terrain Gelegenheit bot, hat man die ganze Anlage noch obendrein zu einer reizend wechselnden Thal- und Gebirgslandschaft im Kleinen gestaltet. Von den Wegen oben zieht sich der geneigte Boden als sanfter Bergabhang in die Tiefe hinab und läßt dort mit sanftem Gerinne einen klaren Bach dahinmurmeln, hier und da unter breiten Blattpflanzen oder unter kleinen Brücken versteckt, sonst aber mit freiem Geplauder die Wandelnden grüßend. Offene Stellen im Gebüsch können den Blick sogar hinaus in die sonnige Ebene fallen lassen, deren Weite die grün bewachsenen Anpflanzungen, zwischen denen man sich ergeht, nur um so traulicher erscheinen läßt.

In dem Gefühl, daß die Natur die freundlichste Umgebung und Erholung biete, hat man die Vegetation teils in Anlagen und Räume hereingezogen, teils solche in die Vegetation hineingebaut, die ursprünglich wissenschaftlichen, oder erziehlichen, oder geselligen Zwecken dienen. Hier ist also nicht die Natur die Hauptsache, auch nicht auf deren künstlerische Behandlung ist es abgesehen: vielmehr bildet die Vegetation nur den Schmuck, die erfreuende Zugabe zu jenen praktischen Räumlichkeiten.

Wintergärten, ursprünglich fürstliche Gewächshäuser und Orangerien, die man mit einem Glasdach überbaut hatte, sind später von deutschem Gemütsbedürfnis und Natursinn zu geselligen und künstlerischen Vergnügungslokalen umgeschaffen worden, in denen Laubgänge aus exotischen Bäumen mit Rasenflächen und Blumenarrangements, Wasserbassins und springende Kaskaden mit säulengeschmückten Konzert- und Ballsälen wechseln, das Ganze von strahlendem Spiegel- und Lichterglanz feenhaft übergossen und von festlich geputzten Besuchern durchwogt.

Volksgärten für all die kleinen Leute in den Städten, die keinen Garten am Hause und keinen grünen Anger in der Nähe haben, sind Landschaftsgärten von freier, bequemer Anlage, so daß viele dort Schatten finden, sich ergehen und ausruhen können. Die kostbaren und sauber gehaltenen Blumenparterre's des Privatgartens können fehlen; aber Baumgruppen und Waldpartien mit breiten Wegen dazwischen, am besten geradeaus laufende, die den Lustwandelnden das achtlose Dahinschlendern gestatten; Wiesenflächen und kiesbestreute Spielplätze für die Kinder, Bänke rings um diese oder sonst an den Wegen sind notwendige Erforderenisse.

Im **Kindergarten** soll durch möglichst frühen und fleißigen Naturaufenthalt der Natursinn schon in der Jugend geweckt und die lohnende Thätigkeit an der Natur erlernt werden. Schattende Bäume und Gebüschgruppen schließen Tummelplätze und Lauben mit Ruhebänken ein; kleine Beete sind den Kindern für die eigenhändige Bearbeitung

und Bepflanzung unter sachkundiger Leitung zugewiesen; Turngeräte und Spielapparate üben die Kraft und Gewandtheit des heranwachsenden Körpers.

Zoologische Gärten suchen den ausländischen Tieren mit der grünen Natur ihre Heimat, mit künstlichen Nachbildungen deren ursprünglichen Aufenthalt und eigentümliche Lebensart zu ersetzen. Wasservögel beleben, rudernd oder plätschernd, das breite Bassin; hochbeinige Flamingo's und Störche stolzieren daneben auf freier Wiese; der Strauß und Kasuar durcheilen ihre umzäunte, kleine Sandwüste, und Geier und Adler horsten auf hohen Felsenspitzen. Löwe und Tiger umwandeln in unverdrossenem Rundgang ihren eisenvergitterten Käfig, oder strecken sich ermüdet am Boden; die Affen durchklettern, sich neckend und verfolgend, in schnellen Sprüngen ihr geräumiges Gitterhaus; schmutzige Büffel durchwaten behaglich den Morast ihrer Umplankung und Bären lauern an den Fenstern ihres Zwingers auf die reichlich hingeworfenen Leckerbisse der Besucher, während unsere einheimischen Sänger in den Zweigen uns erinnern, daß es doch unsere Heimat ist, wo wir all das fremde Getier zu bequemem Anblick versammelt sehen.

Aber selbst das ausgesucht Schönste der Pflanzen- und Blumenwelt bleibt doch immer Natur und ist als solche den organischen Prozessen der Entwickelung und Verwesung unterworfen, ist atmosphärischen und tierischen

Schädigungen ausgesetzt u. s. w. Derartige, im Gange des Naturlebens selbst begründete Störungen der Vegetation müssen sich Gärtner und Gartenbesitzer ruhig gefallen lassen. Sie können z. B. den Prozeß des Welkens nicht hindern, gefräßige Tiere, verderbliche Lufteinflüsse von den Gewächsen nicht abhalten: sie können nur das Beschädigte selbst entfernen und neuen Beschädigungen bis auf einen gewissen Grad vorbeugen; ebenso werden sie dasjenige beseitigen, was, obgleich es die Vegetation selbst nicht berührt, doch den Naturgenuß im Ganzen beeinträchtigt. Abgeblühte Blumen also, verwelkte Blätter an blühenden Pflanzen, verdorrte Baumzweige u. dergl. hemmen unter Umständen nicht nur die Triebkraft der Gewächse, sondern verunzieren auch das saftige Grün ringsum durch traurige Bilder des Toten. Pilze und Schwämme ferner an feuchtdunkeln Stellen des Bodens oder an krankenden Baumstämmen sind, weil keine normalen Naturerzeugnisse, auch keine Zierden des Gartens; und ebenso sind Raupennester in den Baumblättern, Ameisenhaufen am Wege, Spinngewebe in den Mauerwinkeln und ähnliche unschöne Zugaben thunlichst zu entfernen, jedoch — mit Vorsicht und Maß.

Denn wollte man diesen Vertilgungskrieg bis auf's äußerste treiben und im offenen Garten kein welkes Blättchen und Hälmchen, kein Steinchen und Stäubchen dulden; wollte man den Rasen vollkommen glatt scheeren und die Wege unaufhörlich rechen und säubern, so würde aus dem Garten schließlich ein gelecktes Putzzimmer oder ein polierter Nipptisch; man würde da mit keinem Fuße aufzutreten wagen

und müßte fürchten, schon mit dem bloßen Blicke die heilige Sauberkeit zu entweihen: der Eindruck des urwüchsigen, ungekünstelten Lebens wäre vernichtet, die Natur hätte aufgehört, Natur zu sein, und von unbefangenem Naturgenuß wäre vollends keine Rede mehr. Nur wo der Blick des Verweilenden gerade an einem Lieblingspunkte, etwa vor der Laube oder neben einer Ruhebank, durch Häßliches beleidigt würde, hätte man ein Recht, dergleichen Anstöße zu entfernen.

Im allgemeinen aber muß der Gartenfreund sich jenen Freisinn zu eigen machen, womit die unbewußte und urwüchsige Natur überhaupt betrachtet sein will: der Blick muß auf das große Ganze gerichtet sein und kleine Störungen, auch Unschönes oder Erstorbenes, unbeachtet lassen, da es ja doch einmal zum Naturleben in weitester Fassung gehört. Seien wir also auch im Garten nicht Kleinigkeitskrämer, wenn er uns nur im Total ein Bild ursprünglichen Wachstums bietet. Welches Reich wäre denn geeigneter, uns zum Liberalismus der Anschauung zu erziehen, als die Natur? — Sie selbst schlägt ja schließlich dem Pedanten alle Augenblicke ein Schnippchen, indem sie schon in der nächsten Minute neue Unschönheiten anrichtet, wo so eben noch seine säubernde Hand thätig war — eine Wahrheit, die sich gerade sorgsame Gärtner zu ihrem Troste gesagt sein lassen mögen.

Ungleich störender, als diese unschuldigen Naturschäden, sind die menschlich verschuldeten Sünden an der Vegetation: jene von den Gartenkünstlern selbst er-

sonnenen und ganz unbefangen ausgeübten — Verschönerungsversuche, wie die Erfinder sich einbilden. Gegen diese vornehmlich sollten sie mißtrauisch sein und sie nur dann für richtig und statthaft halten, wenn sie mit dem Wesen der Natur, mit der frischen Ursprünglichkeit der Vegetation im Einklange stehen; alle diejenigen aber sollten sie vermeiden oder vernichten, welche diese Billigung der Natur nicht für sich haben. Diesen einzig entscheidenden Gesichtspunkt aber hat die Gartenkunst nie genommen und hat sich daher in eine Praxis hineingewöhnt, die, weil sie ganz allgemein und prüfungslos angewandt wird, völlig unverfänglich erscheint, die aber trotzdem ein ganzes Register von Missethaten an der Vegetation darstellt — Missethaten, die ganz das Gleiche auf Seiten des Menschen sind, was die physischen Schädigungen an der Vegetation auf Seiten der Natur: Ausbrüche der Roheit, der Unvernunft und Anmaßung, wie die andern Ausflüsse blinder, elementarer Kräfte.

Solche Entstellungen an den Gewächsen sind es, wenn man die Farben ihrer Blüten verändert, bunte Figuren auf den Blättern anbringt, die Größe der Gewächse steigert oder herabdrückt oder sonst zu abnormer Form zwingt. Diese Gewaltthaten sind noch verwerflicher, als all jene künstlichen Dekorationen im Garten aus Metall, Glas, Porzellan u. s. w., von denen später die Rede sein wird. Denn diese letzteren werden der Vegetation doch nur an der Oberfläche und außerhalb ihrer selbst angehängt, ohne ihr organisches Leben unmittelbar zu berühren. Die jetzt zu

besprechenden Gewaltakte aber treffen den Organismus der Gewächse selbst, greifen in deren innern Gestaltungsprozeß unmittelbar ein, nehmen also den Kampf mit der Natur selbst auf, kreuzen deren Intentionen, korrigieren die göttliche Schöpferkraft, die hier nicht genug oder doch nicht das Rechte gethan hat, und maßen sich an, etwas Besseres an deren Stelle setzen zu können.

Gegen diese Attentate am Naturleben muß die Wissenschaft mit ihrer bessern Erkenntnis energisch Protest einlegen und den Schuldigen immer wieder jene unumstößliche Wahrheit zu Gemüte führen, daß die Natur ein selbständiges, für uns unantastbares Bereich sei, dessen innere Vorgänge wie äußere Erscheinung wir einfach hinzunehmen und zu respektieren haben; daß die vegetabilische Natur im System des Weltlebens gerade diese bestimmte Stelle einnehmen, gerade diese Gestalt haben müsse, welche wir sie einnehmen und in ihr ausgeprägt sehen, daß also jede eigenmächtige Änderung an diesem ihrem Bestande ein Gewaltstreich gegen ihre gottgeordnete Stellung und Bestimmung sei.

Zwar ist es ja richtig, daß Änderungen an der Vegetation an und für sich nicht absolut unstatthaft sind — sonst dürften wir ja auch keine Steigerung ihrer Triebkraft, ihrer Farben u. s. w. vornehmen, und diese verwirft doch niemand als eine Gewaltthat, vielmehr freut sich jeder ihrer als einer höhern Schönheit. Jedoch ist dies nur dann der Fall, und eben dies die Bedingung für derartige Veränderungen, daß sie auf demselben Wege weitergehen, den die Natur in ihren

vorhandenen Bildungen selbst eingeschlagen, daß sie nur nachfolgend dasjenige vollenden, was die Natur bei fortgesetzter Produktion würde selbst haben thun können. Jene Gewaltthaten aber liegen nicht auf dem von der Natur angedeuteten Wege, sind keine folgerichtige Weiterführung ihrer Anfänge, sondern vielmehr eine vorsätzliche Umbiegung und Abirrung von den Intensionen der Natur, etwas gewaltsam ihr Aufgezwungenes gegen ihren Willen und ihr Wesen.

Wird dergleichen trotzdem gerade in unserer Zeit massenhaft begangen und sogar als beliebte Spezialität forciert, als Triumph über das Unvermögen der Natur gerühmt, so liegt dies nur an dem unlautern Geschmacke der Zeit, die nach jeder Richtung hin auf Neuheiten, täuschenden Schein und Effekt ausgeht, ohne sich um die sittliche Berechtigung dazu, um den Urteilsspruch der Schönheit zu kümmern. Aber gerade dies sind die entscheidenden Instanzen für die Neuerfindung und Gestaltung auf diesem Gebiete, und auf sie hinzuweisen, hat die Wissenschaft allein das Recht und die Pflicht, weil sie allein die unbefangene Macht ist, welche alle Erscheinungen und Erfindungen auf ihre Motive, ihre Notwendigkeit zurückführt, auf ihren Schönheitsgehalt prüft und hiernach die Berechtigung oder Unhaltbarkeit der Dinge feststellt. Was diesen Maßstab nicht aushält, mag immerhin der verblendeten Zeit gefallen: eine innere Nötigung in der Sache selbst und einen ästhetischen Wert hat es nicht.

Auf dem Gebiete der Technik, in der Fabrikation von Luxuswaren u. dergl. mag auch das Willkürlichste

erlaubt sein, weil ihm keine objektive Macht Vorbilder und Schranken setzt. Für die Gartenkunst aber ist die Natur festes, nicht zu umgehendes Vorbild, und diese setzt aller Neuerfindung, aller Willkür Maß und Ziel. Gebietet man dieser nicht Einhalt, so ist den unglaublichsten Sinnlosigkeiten Thür und Thor geöffnet, und Schändungen der Natur gelten schließlich für reine Schönheit, wie es gegenwärtig schon der Fall ist. Noch einmal sei es gesagt: die Formen und Farben der Natur sind die ewigen Normen für all unsere Neuerungen und Verschönerungen an ihr.

Verwerflich also ist die Verfärbung des Naturgrüns zu unmöglichen Farben und Farbennüancen, besonders an Blattpflanzen. Grün ist die Grundfarbe der vegetabilischen Natur, weil sie, als die affektlos neutrale — wie später gezeigt werden wird —, die einzige, dem Auge wohlthuende, die einzig erträgliche ist, die mittlere zwischen den freudlos dunkeln und den grellen und brennenden, auch diejenige, von deren gleichem Grunde sich die mannigfaltigen Farben der Blumen am wirksamsten abheben. Mit grünem Gras ist der Boden bedeckt, im grünen Blätterschmuck prangt die Pflanzenwelt, von grünem Laub der Wald und das Gebirge: die grüne Farbe und keine andere soll die allgemeine, die allerfreuende sein.

Wo die Natur freiwillig anders färbt, wie im Herbst unsere heimischen Gärten und Wälder, oder wie in heißern Himmelsstrichen Rinde und Blätter mancher Gewächse, da sind es vorübergehende Stufen im Lebensprozesse,

oder Auswüchse einer überquillenden Produktionskraft, und kaum schöner, als das ungeschminkt frische Grün. Aber menschlicher Aberwitz soll nicht die Ausnahme zur Regel machen und nicht durch forcierte Mittel, wie die Beimischung metallischer Stoffe zum Boden, Abnormitäten erzeugen, wie unsere bescheidene Natur sie nie freiwillig hervorbringen würde, ja wie sie mit dem innersten Wesen der Natur selbst in Widerspruch stehen. Überdies erscheint jede Verfärbung der Blätter, zumal in's Blasse und Matte, wie sie ja meistens ist, krankhaft: wir glauben einer Schwindsüchtigen gegenüberzustehen, deren zu Ende gehendes Leben wir nicht anders, als mit Wehmut ansehen können. Nur der herzlose Gärtner freut sich und Ungebildete stimmen ihm bei, wenn er ein derartiges chemisches Experiment überraschend gelungen sieht, das seinem Scharfsinn, wie seiner Eitelkeit schmeichelt; der fühlende Naturfreund aber wendet sich mit Unwillen davon ab.

Ebenso eigenmächtig und gewaltthätig gegen die Natur ist es, wenn man — wiederum auf künstlichem Wege — weiße Querstreifen oder Ränder, gelbe oder sonstige Flecken auf der grünen Blattfläche erzeugt. Allerdings macht die Natur selbst auch mit dieser Buntmalerei auf den Blättern einen leisen Anfang, indem sie auch solche aufweist, deren Rand anders gefärbt ist, als das grüne Blatt, oder deren Blätter nach der Mitte zu andersfarbige Kreise oder Flecken zeigen (Fittonia argyroneum und F. Verschaffelti, Acer Negundo oder Negundo aceroides). Aber das chemische Kunststück, vermittelst dessen solche Ab-

sonderlichkeiten meist erzielt werden, läßt es wiederum nur zur Bewunderung des menschlichen Kalkuls, niemals aber zur ungetrübten Freude an der Natur kommen.

Schmerzlicher noch berührt die Verfärbung der Blumen, weil wir in ihnen die zartesten, seelenhaftesten Kinder der Natur verehren, stummberedte Sprecher für Gemütsbeziehungen, die sie unserm Herzen nur noch teurer machen. Das sind die Blumen aber nur in den einfachen und reinen Farben, welche die Natur ihnen anerschaffen, an welche unser Auge und Gemüt sich gewöhnt hat. Alles von Farben und Farbenschattirungen aber, was unsere gemäßigte Zone und speziell die vaterländische Flora zu erzeugen im Stande ist, dürfte in dem herkömmlichen Vorrat unserer Gartenblumen enthalten sein. Wollte man neben diesen noch neue Nüancen erfinden, so würden sie vermutlich nur matter und schmutziger, zweideutiger und unfreundlicher aussehen, als die reinen Naturfarben; übertreffen wenigstens an Reinheit und Frische würden sie diese kaum.

Unscheinbare Blumen zu einer lebhaftern Schattirung zu steigern, ist etwas Dankbares und Erfreuendes, falls es ohne das Raffinement chemischer Gewaltakte geschieht. Bezüglich weiterer Verfärbung aber wird Grundsatz bleiben müssen, es bei der mannigfaltigen Farbenschönheit unserer Gartenflora bewenden zu lassen, bei etwaigen Neuerungen aber sich wenigstens innerhalb der Grundfarbe zu halten, an welcher zugleich Charakter und Bedeutung der betreffenden Blume haften. Neuerfindungen im Kolorit von ganz aparter, befremdlicher Art sind, weil naturwidrig, absolut verwerflich.

Vergreife man sich ferner nicht an der **Gestalt** und **Größe der Gewächse**, die schon für den bloßen Blick etwas Gebieterisches, für etwaige Änderungsgelüste aber etwas Zurückweisendes hat. Zwar an die Kolossalgestalten der vegetabilischen Natur, an die hundert- und tausendjährigen Riesenbäume der Tropen wagt sich selbstverständlich niemand. In einsamer Hoheit und Ruhe liegt der Urwald, das Felsengebirge, in schwindelnder Majestät thronen die Alpenhäupter über den Wolken — an sie rührt keine tollkühne Menschenhand. Einmal zur Großartigkeit angelegt, gewinnen sie an dieser nur noch, wenn sie durch auftürmende Häufung oder immer wiederholte Fortsetzung in die Unendlichkeit hinauszuwachsen scheinen. Kein Alpenreisender, kein Pfadfinder in den Urwäldern oder Savannen Amerika's hat je die Empfindung gehabt, daß dort des Guten zu viel geschehen sei: sie fühlten alle nur Bewunderung vor jener Erhabenheit. Das Großartige, das sich ohnehin unserm messenden Blicke entzieht, kann nie zu großartig sein.

Wohl aber verlieren kleinere Naturobjekte, wie sie unserer mittlern Zone eigen sind, von ihrem Reize, wenn sie über die uns gewohnte Größe entweder von der Natur selbst, oder von der künstelnden Menschenhand hinausgetrieben werden: ihre Schönheit ist an ein gewisses Mittelmaß gebunden. Die **Rose** z. B. ist in ihrer Heimat Kaschmir von der Größe eines kleinen Kinderkopfs oder Tellers, und auch in unsern Rosengärten sieht man zuweilen Exemplare von annäherndem Umfange. Man wird daran

die mühevolle und erfolgreiche Zucht bewundern, aber schön finden wird man solche Prachtstücke nicht: eine Rose von mäßigem, eher kleinem Umfange zieht man vor. Denn die Größe ist für die Schönheit meist ein Hindernis, weil sie an geistlose, plumpe Massenhaftigkeit erinnert und damit in die Welt der rohen, elementaren Stoffe hinüberzufallen anfängt. Aus dem entgegengesetzten Grunde, weil sie nämlich an Dürftigkeit gemahnt und um unsere Unterstützung zu bitten scheint, nennen wir auch eine winzig kleine Rose nicht schön. Nur die zwischen beiden stehende zeichnen wir mit diesem Prädikat aus, weil sie, fern von Massigkeit, wie von Schwächlichkeit, jenen maßvollen, bescheidenen, still zufriedenen Sinn in sich zu bergen scheint, der besonders zartfühlende, schönheitsbedürftige Gemüter verwandt und wohlthuend anspricht.

Auch die sinnvolle Symbolik der Rose, ihr mildes oder tiefes Rot, das, dunkel stoffverwandt mit unserem Blute, wie mit diesem innersten Lebenssaft getränkt uns anblickt, während in der sanfteren Schattierung des Rosa Jugend und Liebe ihr Symbol verehren; ihr voller Blütenkelch ferner, der in seiner Rundung wie in seinem Reichtum befriedigt ruht; die fast konzentrisch geordnete Blätterfülle der Blume, die, nach innen zu immer enger und enger werdend, zuletzt in ihre eigene dunkle Mitte, wie in die endlose Tiefe selig zu versinken scheint — diese sinnvolle Deutung gestattet nur die mittelgroße Rose, weil sie, ohne die obigen störenden Nebenvorstellungen, jene seelischen Beziehungen dem Sinnigen ungesucht darbietet und in seinem

Innern mitklingen läßt. Ähnlich würden andere sinnvolle Blumen ihre Bedeutung für unser Gemüt und ihre Schönheit für unser Auge verlieren, wollte man sie gegen ihr Normalmaß ausweiten oder verengern. Für beziehungslos große und kleine Blumen hat die Natur selbst gesorgt, die mittlern und bedeutsamern aber sollen wir in ihrer anerschaffenen Größe und Schönheit lassen.

Auch bezüglich der Höhe der Rose — um dies bedeutsame Beispiel festzuhalten — müssen Verstöße gegen ihren Naturcharakter vermieden werden: daß man sie z. B. über Mannshöhe baumähnlich hinauftreibt, als gebühre der „Königin der Blumen" auch räumlich der thronende Sitz über allen andern; diese Hochstämmigkeit aber ist gegen Vernunft und Schönheit zugleich. Schon die unscheinbare Stammmutter aller Kunstrosen, die ungefüllte, dünnblättrige Heckenrose, die bei uns überall wild an den Zäunen vorkommt, wächst auf niedrigem oder doch nur halbhohem Strauch — und diese mäßige Höhe hätte auch für die Edelrose maßgebend bleiben sollen. Denn offenbar sind doch die Blumen überhaupt für den Blick, den Genuß, die Freude des Menschen da. Wer aber kann eine schöne Rose ansehen und ihren Duft einatmen, wenn sie hoch oben an einem langen Stock sitzt? Die uns zum Genusse geschaffen ist, wird dem Genusse geradezu entzogen!

Nahezu entwürdigend aber ist es, die Laube mit lauter hochwüchsigen Rosenstöcken zu umpflanzen und die blühenden Büsche oben zum platten Dach auszubreiten, so daß all die vollen, edeln Blumen dichtgedrängt den In-

saßen der Laube nur als Sonnen- und Regenschirm dienen. Endlich dürfen — was noch entscheidender in's Gewicht fällt — die Zöglinge der pflegenden Menschenhand den Menschen an Höhe nicht überragen: niedriger oder höchstens gleich hoch mit ihm müssen sie sein, um sich seinem prüfenden oder entzückten Auge, seinem Geruchssinn, seiner säubernden Hand bequem darzubieten. Ist die veredelnde Zucht und zum Theil auch die Schönheit der Rose menschliches Verdienst, so muß die Blume diese Abhängigkeit auch durch ihre bescheidene Höhe bethätigen. Reckt man sie dagegen hoch hinauf, so sieht es aus, als zwinge man sie, sich zu stolzer Schönheit anmaßend aufzublähen und verächtlich auf ihre Umgebung herabzublicken.

Anders liegt der Fall, wenn man den Rosenstock mit langen, blütenbedeckten Ranken als trauten Schmuck an der Vorder- oder Giebelwand von Bauernhäusern in die Höhe und Breite gezogen sieht, wie es in den Dörfern gar mancher deutschen Landschaft Sitte ist. Hier hat die schöne Rose fast ihre erste wilde Freiheit wiedererlangt, blüht ungepflegt und sich selbst überlassen in luftiger Höhe und weht ihre duftigen Grüße freundlich nickend auf die Bewohner des Hauses herab. Diese rankenden Rosenstöcke sind mehr freie Naturgewächse, als Pfleglinge der Menschenhand und dürfen deshalb auch am Hause hinaufklettern und ihre Zweige beweglich in der Luft wiegen; die Gartenrose dagegen ist ein Zögling des Menschen und muß deshalb, auch der Höhe nach, seiner Obhut unterthan bleiben.

Zwar kein Attentat gegen die Rose selbst, aber doch

ein Mißbrauch ihrer Schönheit ist es, wenn die Kunstgärtnerei all die verschiedenen Rosenarten in besondern Gärten züchtet und zum Zwecke der Auswahl, des Verkaufs geordnet zusammenhäuft. Allerdings mag diese Massenkultur vom praktischen Standpunkte aus gerechtfertigt, ja notwendig sein. Es muß kundige Hände geben, welche mit genauester Sachkenntniß die edle Blume zur höchsten Vollkommenheit zu entwickeln verstehen; es muß Etablissements geben, welche den Ansprüchen der verschiedensten Besucher und Käufer das ganze Sortiment der Rose übersichtlich vor Augen stellen; denn nur so können Privatbesitzer ihre Gärten mit verschiedenen, ausgewählt schönen Rosen schmücken. Man staunt da mit Recht über die Mannigfaltigkeit der Spielarten, zu welcher eine einzige Blume ihren Reichtum entfaltet; man bewundert die Fülle von Schönheit, womit die eine Blume die andere zu überbieten sucht; man steht betäubt vor diesem Meer aromatischer Wohlgerüche u. s. w.

Ästhetisch aber unterliegt diese Praxis dem sehr begründeten Bedenken, daß das Gewerbe hier ein Geschäft aus einem Naturobjekt macht, das seinem ästhetischen Werthe nach ausschließlich nach Gesichtspunkten der Schönheit behandelt werden sollte, d. h. mit jenem edeln Maß, mit jener zurückhaltenden Sparsamkeit, welche der geheiligte Begriff der Schönheit fordert. Hiergegen aber verstößt es schon, wie wir oben sahen, wenn man die einzelne, im Ganzen nur mittelgroße Rose künstlich zu kolossalem Umfange ausweitet, und noch mehr, wenn man sie, die als

einzelne die schönste ist, sich über eine ausgedehnte Bodenfläche als Massenpflanzung, Strauch an Strauch und Blüte an Blüte dahinstrecken sieht. Denn dieser Massenanblick gestattet nicht, sich der einzelnen zu freuen, sich der Schönheit als einer werten Seltenheit bewußt zu werden. Die Massenschönheit macht auch die Schönheit zu etwas Gewöhnlichem und Gemeinem; der Adel, die Einzigkeit der Schönheit hört auf — die Königin ist zur Dienstmagd erniedrigt. Daher nicht zu viele Rosenstöcke auf einem Haufen beisammen und an einem Stock nicht zu viele Blüten dichtgedrängt bei einander — dieser Wink dürfte auch von Privatgärtnern Beachtung verdienen. Die höchste Idee, das Ideal, das Genie treiben nie Luxus mit ihren Gaben; auch das Schöne wird nur einzeln oder in maßvoller Zusammenstellung gewürdigt.

Nicht minder muß man vor der umgekehrten Gewaltthat warnen, Sträucher und Bäume zu zwerghafter Niedrigkeit herabzudrücken — die sogenannte Liliputgärtnerei, eine Erfindung der Chinesen, die auch im kleinsten Raume ein Stück Natur um sich sehen wollten und deshalb geeignete Gewächse auf Miniatur-Dimensionen einzwängten. Jedoch auch ein echt menschliches und zugleich ästhetisches Motiv kann zu dieser Spielerei der Zwergbildungen geführt haben und gibt ihr wohl auch eine Art von Berechtigung: eine gewisse Vorliebe nämlich für das Kleine und Zierliche, ein Kultus der kleinsten Formen, der als verhimmelnde Zärtlichkeit gegen kleine Kinder, als Schwärmerei für kleine Hunde und Katzen, für Mäuse,

ganz junge Frösche u. dgl. mitunter sehr abgeschmackt zu Tage tritt, indem er zugleich alles normal Ausgewachsene langweilig findet. Doch versöhnt mit der Sonderbarkeit der herablassende Zartsinn, ohne den jene hingebende Liebe und Pflege des Kleinen undenkbar wäre.

Versöhnlicher noch mutet das humoristische Motiv uns an, Gestalten zu erzielen, die den Eindruck des Steckengebliebenen, Verkrüppelten machen, als gebe es auch in der sonst so harmlosen Pflanzenwelt neckische Geister, spukhafte Unholde und Kobolde, die sich, wie die kurzen, dicken Kaktusgewächse, ein härenes Gewand oder eine Pelzmütze über den Kopf gezogen haben, uns wie kleine Kinder durch die Vermummung zu fürchten zu machen. Die Grausamkeit, daß man ihnen das Tageslicht oder ihrem Boden die Nährkraft entzogen hat, muß man dabei freilich vergessen und sich ausschließlich an die kleinen, plumpen Gestalten halten, deren Anblick im besten Sinne komisch wirkt, d. h. uns von jedem Eindrucke des Peinlichen und Widerwärtigen befreit und in die reine Höhe des unbefangenen, erheiternden Genusses erhebt. Dagegen müssen wir bei denjenigen Naturgestalten, deren Umbildung kein solch versöhnendes Moment in sich trägt, die Anklage wegen Gewaltthätigkeit aufrecht halten.

Am schwersten vergeht sich der Gärtner, wenn er gewisse **Bäume** gegen ihren natürlichen Wuchs in eine völlig **abnorme Gestalt** zwingt. Dahin zählen wir noch nicht das in praktischen Rücksichten begründete Verfahren, die Zweige edler **Obstbäume**, wie der Apfel- und Birnbäume, der Pfirsichen und Aprikosen, der Weinstöcke u. a. ihrer

ganzen Höhe und Breite nach am **Spalier** auseinander zu ziehen, um all ihre Früchte den reifenden Sonnenstrahlen gleichmäßig auszusetzen: hier rechtfertigt der Nutzen die scheinbare Gewaltthat. Auch daraus machen wir dem Gärtner keinen Vorwurf, wenn er die Zweige einer **Esche** oder **Linde** an einem flachen Spalier oben nach allen Seiten breit ausspannt, um ein geräumiges **Laubdach** für die Familie des Besitzers zu gewinnen: denn auch hier macht der menschliche Zweck trauter Geselligkeit die Unnatur wieder gut.

Ebenso haben die neuerdings beliebt werdenden „**dekorativen Spaliere**" mit den daran emporrankenden Schlingpflanzen, wenn sie mit Maß und Geschmack angewandt werden und ungezwungen aussehen, besonders, wenn das tote Holzgerüst verdeckt ist, nichts Verwerfliches. Denn man gibt damit Gewächsen, die sonst wie verachtet am Boden hinschleichen und sich ihre eigenen Wege suchen müssen, nur Gelegenheit, ihrem natürlichen Triebe gemäß, sich in die Länge auszudehnen und in die Höhe zu klettern und gestattet ihnen zugleich, ihre meist zierlich geformten Blätter und graziös geschwungenen Ranken zu voller, freier Schönheit zu entfalten. Zu laubenähnlichen Bogen gezogen, unter denen man schattig sitzen kann, zu festlichen Guirlanden bogig geschlungen, oder an einem Stabe emporklimmend und oben zu einem breiten Dach sich ausspannend und noch über den Rand als zartes Gehänge wie grüner Regen herabträufelnd — solche Anwendung der Schlinggewächse hält sich vollkommen in den freien, von der Natur vorgezeichneten Linien.

Dagegen vermeide man, an **Baumstämmen Schling-**

pflanzen emporzuziehen, etwa gar aus dem prüden Grunde, verzärtelten Augen den Anblick der schwarzen, unschönen Knorren zu ersparen, die angeblich gegen den glatten Rasen und die eleganten Blumenbosquets gar zu plump abstechen. Wer so etwas fordert, lerne erst sehen, die Dinge der Natur so sehen, wie die Natur sie geschaffen hat und haben will. Auch mit ihrer rauhen, zerborstenen Rinde müssen die Baumstämme unbekleidet bleiben, um sich als imposante Träger der riesigen Laubkronen zu präsentieren und gewürdigt zu werden. Ansehen muß man es ihnen, wie stämmig und stolz sie dastehen, als wüßten sie, welch gewaltige Last sie tragen und allen Stürmen zum Trotz hoch empor in den Äther halten. Von Grün aber hat die Laubkrone der Bäume mit ihrer Blätterfülle gerade genug, die Stämme selbst bedürfen keines solchen Schmuckes. Höchstens abgestorbene Stämme, die als tote Stümpfe beleidigen könnten, mag man mit grünen Ranken umschlingen, um den verdorrten noch einen letzten Schein frischen Lebens zu geben, das wie junge Sprößlinge aus ihrer eigenen Rinde herauswächst. Praktisch ist es auch, die wagerecht abgeschnittenen Stümpfe des Stammes und der Äste noch als Ständer für blühende Topfgewächse zu benutzen, die man in ihre Höhlung einsenkt.

Entschieden verwerflich aber ist es, wenn der Gärtner die Zweige von Laubbäumen, welche die Natur zu freiem Wuchse aufwärts und in die Runde bestimmt hat, abwärts zwängt und so die Bäume gegen ihren gesunden Naturcharakter zu Trauergestalten macht, deren die Natur

— bedeutsam genug — doch nur einzelne geschaffen hat. Eine ähnliche Missethat ist es — sofern nicht schon die Natur selbst sie so gebildet hat — wenn er junge Akazien durch Beschneiden der Zweige ringsum zur leblosen Kugelgestalt zustutzt, die nur noch einem grünen Kopfe, nimmermehr aber einem Baume ähnlich sieht, oder wenn er die Baumkronen, wie in der französischen Gartenkunst geschah, zu mathematisch regelrechten Pyramiden zuspitzt, oder gar — das Sinnloseste von allem — zu Tiergestalten zuschneidet: jetzt zum Glück ein überwundener Standpunkt, den der fortgeschrittene Geschmack mit Recht als die abscheulichste Schandthat an der Natur verurteilt und für alle Zeit zu den Toten geworfen hat.

Daß aber derartige Unthaten gegen den naturgemäßen Baumwuchs auch jetzt noch fort und fort verübt werden, hat wiederum seinen Grund in der Nichtachtung der Natur, in der Unkenntnis ihrer gottgeschaffenen Selbständigkeit. Wäre dem Gärtner diese letztere klar, so würde er auch die Abscheulichkeit seines Verfahrens einsehen und es von Stund' an bei sich und andern abstellen. Oder sollte er die unerhörte Dreistigkeit haben, es zu verteidigen? Sollte er es rechtfertigen wollen — und womit? — daß er Bäume zu ihrer normalen Höhe aufzuwachsen hindert, daß er sie zu verkümmern zwingt und durch seine Schuld aus ihnen das nicht werden läßt, was göttliche Lebenskraft aus ihnen zu machen beabsichtigte? Wenn er sich auf sein Gewissen fragt, wenn er ein Herz hat für die Natur, deren Hüter und Erzieher er

doch sein soll, so müssen ihm diese Bäume wie ein lebendiger Vorwurf in's Herz stechen. Er hat das zu fröhlichem Wachstum bestimmte Leben zum Stillstand verurteilt, hat sich an der Ursprünglichkeit der Natur wissentlich oder aus Verblendung versündigt.

Werden nun all die gerügten Störungen von der Vegetation ferngehalten, sowohl die physischen, welche dem Naturleben als solchen anhaften, wie die durch Menschenhand verschuldeten, so ist, um der Vegetation zu ihrer höchstmöglichen Schönheit zu verhelfen, jetzt der weitere Schritt zu thun, daß man ihre beschränkte Produktionskraft durch ergänzende Hinzufügungen zur Höhe absoluter, scheinbar selbstgewollter Leistungsfähigkeit steigert. Um es bestimmt und sachgemäß auszusprechen: man vervollständigt unansehnlich leere Blüten zu gefüllten, häuft unscheinbare durch Massenstellung zu geschlossenen Gruppen und gibt unserer einheimischen Vegetation durch Einführung exotischer Gewächse den Schein, auch diese höchsten Proben von Triebkraft freiwillig und aus eigenem Vermögen erzeugt zu haben, um ein annähernd erschöpfendes Totalbild der Pflanzen- und Baumwelt darzustellen.

Blumen zu füllen, lag bei denen nahe, deren ursprünglich leere Glocken- oder Kelchgestalt einen reichern Inhalt zu fordern schien; und in der That haben wir durch dieses Verfahren aus unscheinbaren Feldblumen unsere meisten vollblühenden Gartenblumen, wie Nelken, Levkoyen, Goldlack, Malven, Astern, Rosen u. a. erhalten. Jedoch dürfen dazu nicht solche Blumen gewählt werden, denen in ihrer

einfachen Gestalt das Volksgemüt bereits eine symbolische Bedeutung beigelegt hat, oder die uns schon in ihrer einfachen Urgestalt und durch ihre bloße Farbenschönheit befriedigen. Erstere würden in künstlicher Füllung aufhören, Sinnbilder von Gefühlen, Boten von Herzensbeziehungen zu sein; und bei den andern, die wir von jeher nur in einfacher Gestalt kennen und in dieser liebgewonnen haben, wäre es fraglich, ob sie bei gefülltem Kelche an Schönheit gewännen. Ein gefülltes Vergißmeinnicht z. B. würde uns nicht mehr als blaues Auge treuherzig anblicken, ein volles Schneeglöckchen, ohne den leeren Glockenkelch, nicht mehr den Frühling einläuten, nicht mehr die schlafenden Blumen wecken, noch Tautropfen in sich bergen können.

Aus beiden Gründen wird die Gartenkunst gut thun, mit weiteren Füllungsversuchen vorsichtig zu sein und es lieber bei den vorhandenen bewenden zu lassen, als daß sie Gefahr läuft, mit ihren Neulingen hinter den schlichten, aber schönen Originalen zurückzubleiben. Des Parforcestücks gefüllter Blüten an den Obstbäumen, meist der Pflaumen, — da die vollen, schneeweißen Ballen der Birnblüte dessen nicht bedürfen — kann der Beschauer nicht recht froh werden, weil er sich sagt, daß diese Blütenpracht nur künstlich erzeugt ist; und der Baum selbst straft derartige Zumutungen durch Ertraglosigkeit: er versagt dem Besitzer die Frucht, wenn dieser ihn genötigt hat, seine Kraft bereits in der Blüte zu erschöpfen. Die Schönheit ist eben zu gut dazu und zu sehr in sich selbst befriedigt, als daß sie sich zu gemeinem Nutzen hergeben sollte.

Eine ähnliche Steigerung der Triebkraft, nur nicht an einem einzelnen Objekt, sondern, nach Seiten der Ausdehnung oder Quantität, an vielen solcher ist die Anhäufung einer und derselben Blume an einem Ort zu sogenannten Haufen- oder Massenbeeten: denn auch diesem Verfahren liegt das Streben zu Grunde, der Vegetation eine erhöhete, freiwillige Produktionsfähigkeit abzugewinnen. Begreiflicher Weise wählt man hierzu Pflanzen mit kleiner, zierlicher Blüte, die, für sich allein unwirksam und wenig beachtet, erst in der Massenstellung zu einer Art Teppich oder Polster eine schöne Wirkung ergeben — wiederum nach dem Vorgange der Natur selbst, die mitunter ganze Flächen eines Ackers oder einer Wiese mit einer einzigen Blumensorte bedeckt, die niemand gesäet hat. Und gerade ihre unscheinbarsten Kinder sucht sie sich hierzu aus, um ihnen gleichsam eine Entschädigung für ihre Dürftigkeit zu bieten, ähnlich einer Mutter, die gerade auf ein bisher vielleicht vernachlässigtes Lieblingskind fortan all ihre Sorgfalt häuft. Dem entsprechend bringt nun auch der Gärtner schlichte Blumen zu Ehren, wie Monatsrosen, Tausendschön, Vergißmeinnicht, Verbenen u. a., indem er sie entweder zu einem dichtbepflanzten Beete wölbt und mit einem schmalen Rasenrande einfaßt, oder sie, in Form eines flachen Kreises oder Ovals, als Fuß um eine stattliche, vollblühende Stockblume herumlegt, die auf die harrenden Dienerinnen unten gar selbstbewußt herabschaut.

Auch die Einführung exotischer Pflanzen und Bäume hat als Motiv der Wunsch geleitet, unsere beschei-

dene Vegetation durch Produkte einer vollkommneren Natur zu ergänzen. Die großblättrigen, hochragenden, zum Teil prächtig blühenden Gewächse einer wärmern Zone, wie Palmen, Gummibaum, Aloë, Rhododendron, Ricinus, Rhabarber, Mangolien, Cannen, Calthen (Caltha oder Richardia aethiopica mit dütenähnlich schlanker, weißer Blütenscheide und gelbem Kolben darin, vulgo „Aronsstab" genannt) u. a., sind auf diese Weise Zierden unserer Gärten und Promenaden geworden, nachdem Citronen, Orangen, Feigen, Oleander, Myrten u. a. aus dem europäischen Süden schon längst bei uns eingeführt waren. Sie alle, die erstgenannten, dürfen fast ausnahmslos für Blattpflanzen gelten, da sie es bei uns nicht zur vollen Entfaltung der Blüte, dafür aber zu einem reichen oder zierlichen Blätterschmuck bringen.

Nicht mit Unrecht widmet die neueste Gartenkunst jenen großen ausländischen Blattpflanzen eine besondere Pflege. Denn Zierden unserer ärmern Vegetation bleiben diese großkelchigen, farbenglühenden Prachtblumen der Tropen immer, wenn sie auch unter der schwächern Sonne unseres Wendekreises etwas von ihrer ursprünglichen Üppigkeit verlieren, hiermit aber auch jenes Unmaß, jene strotzende Überfülle ablegen, welche, durch den Beigeschmack des Zuviel, die reine, mittlere Schönheit stört. Sie gewinnen also für unsern maßvollern Schönheitssinn und entsprechen mehr den bescheidneren Gewächsen unserer einheimischen Flora. Zugleich hat jene Halbheit ihrer Entwickelung, mehr Blatt, als Blüte zu sein, auch darin einen gewissen Reiz,

daß man aus Vegetabilien auch ohne Blüte, bloß mit Hilfe ihrer Blätter, etwas zu machen sucht, was sich neben unsern blühenden Pflanzen ohne Scheu sehen lassen darf, und was auch dann noch erfreut, wenn die Blütezeit der unsrigen bereits vorüber ist: denn auch unsern Winter überdauern diese saftigen Kinder des Südens in Wohnzimmern und Gewächshäusern.

Der eigentliche, ästhetische Wert der hochwüchsigen Blattpflanzen aber liegt, abgesehen von ihrem imposanten Wuchs mit den breit gerundeten oder gefächerten Blattflächen, einmal in ihrer Anordnung zu *selbständigen Gruppen mit pyramidalem* Anstieg nach der Mitte zu, am Passendsten zur Mittelgruppe eines ganzen, nicht zu großen Gartens. Oder aber man mischt aus kleinen und großen *Blattpflanzen, in Verbindung mit unsern Gartenblumen, größere ovale oder kreisrunde Beete*, indem man mit den kleinen, verschiedenfarbigen die Randeinfassung bildet, auf diesen umlaufenden Rand Bogen aus andern Blatt- oder Blütepflanzen stellt und nun nach der Mitte zu immer stattlichere, die eigentlichen hohen Blattstauden, wiederum kreisförmig folgen läßt. Wird solch ein Beet ausschließlich aus hochwüchsigen Pflanzen zusammengesetzt, so hat man aus all den Stengeln und Stauden, Blättern und Blüten einen förmlichen Wald en miniature, ein reizendes kleines Dickicht vor sich, das ebenso durch dichtgedrängte Fülle, wie durch planvolle Anordnung erfreut. Endlich eignen sich die Blattpflanzen aber auch zur *Einzelverwendung*: die hohen nämlich zur

Füllung leerer Rasenstellen statt der sonstigen Bäume oder Sträucher, niedrige zu letzten Ausläufern einer Baum- oder Gebüschgruppe, die sich nach vorn, nach dem Rande oder Wege zu, allmählich in die Rasenfläche verliert.

Neben diesen großen, meist ausländischen Stauden kultivirt nun die heutige Gartenkunst aber auch kleinere, bei uns einheimische Blattpflanzen, die, krausblättrig oder dickblättrig, bisher auf verfallenen Gartenmauern oder ärmlichen Strohdächern unbeachtet zu wuchern pflegten, wie Hauslauch, Fette Henne u. s. w., (Sempervivum tementosum und S. spinosissimum, Echeveria secunda, var. glauca, und E. metallica,) und von zierlich, zum Theil brennesselähnlich geblätterten besonders Coleus Alteranthera, Iresine, Achyranthes — sie alle sind jetzt mit einem Mal zu bevorzugten Zierpflanzen erhoben. Bei diesen richtet sich nun die Sorgfalt vornehmlich auf Erzielung absonderlicher Farben und deren abgestufter Nüancen: schwarzrot, braunrot, blutrot, fleisch- oder lachsrot u. s. w. — ein Beet vorherrschend aus letztern sieht einem Fleischsalat täuschend ähnlich; ebenso führt man in den lichtern Farben Grün, Gelb, Silbergrau bis zum Weiß eine ähnliche Abstufung durch (Graphalium lanatum, Centaurea candidissima, Strachys lanata, Pyrethrum Parthenium aureum u. a.) — wobei man sich freilich des Eindrucks unvegetabilischer Künstelei und Gewaltsamkeit nicht erwehren kann. Ja von einer Seite scheinen die Pflanzen selbst Protest gegen diese Verwendung einzulegen. Die meisten darunter nämlich, besonders die dunkelfarbigen, sind von so zarter Kon-

stitution, daß, sobald der Herbst mit nur einigermaßen rauher Witterung oder gar mit Kälte eintritt, die empfindlichen Blätter sofort schwarz und schlaff werden und die ganze Gruppe verunstalten, welche sie bis jetzt geziert haben; nur die weißgrauen und gelben widerstehen noch einige Zeit mit mehr Zähigkeit der rauheren Luft.

Mit diesen kleinern Gewächsen faßt man nun entweder höhere und vollere Beete bloß ein, oder man ordnet aus ihnen — gegenwärtig, als sogenannte Teppichgärtnerei, eine Lieblingsspezialität — ganze Beete und Rondelle allein an, indem man darin die mannigfaltigsten Figuren und Zeichnungen vermittelst all der verschiedenfarbigen Pflanzen, in komplementärer oder gegensätzlicher Anordnung, hervorbringt, bis zur täuschenden Nachahmung von Teppichen und Sophakissen — wiederum nicht ohne den störenden Nebengedanken, daß die Natur allein es zu solchen Kurven und Polygonen, zu solchen Prachtmustern von Stickerei niemals bringen würde. Die selbstgefällige Blumistik freilich thut sich nicht wenig darauf zu Gute, der Natur solche Kunststücke zu entlocken, unter dem Vorgeben, man müsse ihr zeigen, was sich Schönes aus ihr machen lasse, müsse ihr das Ideal vorhalten, dessen Verwirklichung ihr allein unerreichbar sei und doch ihr dunkles Streben überhaupt erst zum Abschluß bringe.

Dieser Anmaßung hat die besser begründete Ästhetik immer wieder entgegenzuhalten, daß, wenn sich die Vegetation derartige Künsteleien aufzwingen lassen dürfe, es eine Schutzwehr, eine Grenze gegen menschlichen Aberwitz an

der Natur überhaupt nicht mehr gebe und dann selbst das Sinnloseste statthaft sei, gegen die göttlich geordnete Selbständigkeit des Naturlebens, die wir durchaus unangetastet zu lassen und höchstens im Naturcharakter selbst zu steigern haben. Dies geschieht aber nur bei einfachen Kurvenzeichnungen in den Blumenbeeten mit maßvoller, gefälliger Rundung, die der Natur selbst nicht fremd ist: die geometrisch herausgeklügelte Künstelei komplizierter Stickmuster dagegen ist ein Faustschlag, ein Schandfleck in dem so klar, so ruhig blickenden Gesichte der Natur. Gartenkunst wie Zeitgeschmack sind hier in einer schweren Verirrung begriffen, von der sie nur durch verständnisvollen Anschluß an die vorbildlichen, weit einfachern Naturformen zurückkommen können.

Auch die *Anordnung der exotischen Bäume* unterliegt ästhetischen Rücksichten. Vereinzelt zwischen unsere inländischen gepflanzt, wie Palmen, Gleditschien, Catalpen u. a., verlieren sie sich und geben uns das Gefühl, als gehörten sie nicht dahin. Höchstens deuten sie mit ihrem abweichenden Charakter auf weite Fernen, wo sie zu Hause sind, und wo sie von einer wenig natursinnigen Bevölkerung unbeachtet trauern. Sollen sie sich in ihrer Eigentümlichkeit oder Überlegenheit geltend machen, so müssen sie den Mittelpunkt oder Hintergrund unserer einheimischen Laubbäume von ähnlichem Grundtypus oder derselben Familie bilden: dann kommen sie thatsächlich als vollkommenere zur Wirkung und erscheinen als die naturgemäße Steigerung der unsrigen und mit diesen als eine zusammengehörige Gruppe.

Übrigens darf man wohl fragen, ob unsere Gärten und Parke der Zufuhr von außen, des erborgten Schmuckes exotischer Gewächse überhaupt bedürfen oder dadurch gewinnen. Uns will scheinen, als sei die Pracht unserer Bäume so vollbefriedigend, als geben unsere Wälder mit ihren majestätischen Riesenstämmen und Laubkronen so imposante Bilder von Fülle und Schönheit, daß wir nach Vervollständigung durch Fremdländisches gar nicht zu verlangen brauchen. Mehr im Interesse der kosmopolitischen Weltweite unserer Zeit, des internationalen Austausches aller Völker der Erde unter einander, als einem vegetabilischen Mangel abzuhelfen, ist diese Liebhaberei überhaupt hervorgetreten. Dagegen sind wir mit Nadelhölzern weniger gesegnet und können daher einen Zuwachs an andern und schönern Arten dieser Gattung wohl brauchen. Und zum Zeugnis für das wirkliche Bedürfnis hiernach holt unsere Landschaftsgärtnerei schon seit längerem aus dem europäischen Norden, aus Nordamerika u. s. w. derartige Hilfstruppen mit Erfolg herbei, so daß, außer öffentlichen Anlagen, auch schon kleinere Privatgärten sich gern mit den Fremdlingen schmücken.

Aber selbst wenn allen Bedingungen genügt ist, die Natur in möglichster Schönheit erscheinen zu lassen: wenn nach sorgfältiger Auswahl das Vorzüglichste der Vegetation an einem Orte versammelt ist, wenn Entstellungen thunlichst beseitigt oder vermieden sind, wenn man schließlich die Triebkraft der Vegetation nach Kräften gesteigert und durch Ergänzung vervollständigt hat — selbst dann bleibt die

Natur doch immer nur Natur, elementares und organisches Leben, bleibt das Reich der Ungeistigkeit und Unbewußtheit, der Stofflichkeit und Sinnlichkeit, das deshalb auch nur mit sinnlichen Mitteln und zunächst nur auf die sinnliche Seite unseres Wesens einzuwirken vermag, in erster Linie auf das Auge.

Dieser kleine Spiegel umfaßt in seinem engen Rund die ganze weite Gotteswelt und nimmt mit jedem Blick neue Bilder seiner Umgebung auf, allerdings nur, um sie an den feinen Nervenfäden sofort in's Innere zu leiten und im mitfühlenden Gemüte die analogen Stimmungen, freudige wie trübe, zu wecken — Reflexe oder Nachklänge der äußern Bilder in der Seele des Empfangenden. Aber auch diese Gemütseindrücke der Außenwelt behalten, eben weil sie sich im Gemüte vollziehen, etwas von der Stofflichkeit ihres Naturherkommens, ohne schon in die reine Geistigkeit der Erkenntnis, des Gedankens erhoben zu werden. Selbst wo der Natureindruck reine Freude, erquickliche Frische im Gemüte bewirkt, ist er noch mit einem Reste sinnlichen Affekts, ungeistigen Rohstoffs gemischt, welcher dem Gemüte, einem der Naturvermögen unseres Innern, wesentlich und unter allen Umständen anhaftet.

Am empfänglichsten für Natureindrücke sind daher sinnliche Naturen (im bessern Sinn), naive Gemütsmenschen, die noch einen Wesenszusammenhang mit der Natur haben, und sodann solche, die, zwar nicht selbst mehr naiv, es doch, mit Verleugnung ihrer reifern Geistigkeit, in jedem Momente wieder werden können. Das

noch reflexionslose, rein sinnlich anschauende Kind kann sich an einem Naturobjekt ganz und rein, ohne ablenkende Nebengedanken, erfreuen, so daß der ganze kleine Mensch in dieser Hingabe aufgeht, ganz sinnliche Anschauung, ganz Freude ist, und ebenso empfindet der Landmann, falls er nicht stumpf gegen das Alltägliche geworden ist, eine herzliche Freude, eine gerührte Dankbarkeit beim Anblick eines voll prangenden Blütenbaumes, eines üppig stehenden, fruchtreichen Saatfeldes.

Erwachsene und Gebildete ihrerseits haben einen Naturgenuß jedoch nur dann, wenn sie sich von der Höhe ihrer Bildung herablassen, all ihr Nachdenken, ihre wissenschaftlichen oder künstlerischen Aufgaben u. s. w. bei Seite lassen und wieder unbefangen, unmittelbar anschauend und aufnehmend werden können, wie ehemals, ohne zu prüfen oder zu zweifeln. Wer z. B. unter Kindern wieder zum Kinde werden und harmlos mit ihnen spielen kann, als sei er ihresgleichen; wer im trauten Freundeskreise oder beim heitern Festmahl seine Gelehrsamkeit, seine Standeswürde, seine Machtstellung für ein paar Stunden über Bord werfen und sich zu dem seltnen Gefühle, wieder einmal reiner Mensch zu sein, zurückfinden kann — ein solcher allein wird auch der Natur gegenüber sich herzlich freuen, ein dankbar bewunderndes Kind sein können und einen vollen Genuß von ihr haben, für den sonst die Gebildeten meist unempfänglich sind.

Vor allem sind dies jene einseitig geistigen Reflexionsmenschen, jene weltfremden Buchgelehrten, die immer

nur im kühlen Äther der Spekulation schweben und jeden als tiefstehend bedauern, der sich an ein so ungeistiges Gebiet, wie die Natur, liebevoll hingeben könne, wogegen andere in ihrer reichern Innerlichkeit die Doppelbegabung vereinigen: wissenschaftliche Tüchtigkeit oder künstlerische Produktivität einerseits und doch zugleich die Fähigkeit, so oft die Umstände es fordern, harmlos und herzlich zu sein, auch den Übergang aus der einen Sphäre in die entgegengesetzte bei jedem Anlaß mit Leichtigkeit zu finden. Was sie aber alle für Natureindrücke empfänglich macht, ist immer nur das beneidenswerthe Vermögen, sich wieder als unbefangene Kinder zu fühlen und wie diese sich äußern und freuen zu können.

Schließlich aber nimmt dies Glück der Herablassung, diese momentane Umkehr zur Naturstufe der Kindheit — wenigstens bei tiefern Gemütsmenschen — eine sehr ernste Wendung: der Naturgenuß schlägt bei ihnen in den Schmerz, in die Wehmut um, nicht wirklich mehr naiv und glücklich zu sein, wie sie es ja alle einst als Kinder waren, und wie die Natur es zu allen Zeiten ist. In den beseligenden Genuß der Natur mit ihrer ursprünglichen Frische und bunten Farbenpracht, in das weltvergessende Hinabtauchen in ihren Frieden drängt sich die schmerzliche Sehnsucht, auch noch einmal so ursprünglich ungebrochen und unbefangen sein zu können, auch noch einmal den beglückenden Frieden zu atmen, der über ihr, der Natur, der von keinem Kampf gestörten, ausgebreitet liegt, und der, in unschuldsvoller Kindheit, auch einmal unser Teil war.

„Ach könnte doch auch ich", ruft solch ein warmfühlender Naturfreund voll Rührung aus, „könnte doch auch ich noch einmal zur Natur umkehren, wieder so schlicht und wahr, so frisch und gesund werden, wie sie, so erfüllt vom Hauche der Gottheit, — welch ein Glück, ja mehr als ein Glück! Denn dies Wiederanlangen bei der Natur, dieser durch die Kämpfe der Entwicklung hindurchgegangene und wiedergewonnene Friede, gleich dem auf der Natur ruhenden, wäre ja das letzte Ziel alles Strebens, wäre die höchste, menschlich erreichbare Vollkommenheit!" — Aber vergebens strecken wir die verlangenden Arme der Sehnsucht nach jenem ersten Glücke aus. Dies Paradies ist, wie das ursprüngliche der Schöpfung, für immer verloren, und nur ein geträumtes Ideal schwebt es als ausklingender Lebenswunsch dem Einzelnen vor, und nur am letzten Abschluß der Weltentwicklung getrösten wir uns für die Menschheit im ganzen der Erreichung dieses beglückenden Zieles. Mit diesem tiefen Schmerz, der Kehrseite des Genusses, schließt für jedes tiefere Gemüt die Anschauung der sinnlich wirkenden Natur.

Der tiefste Mangel des Naturgenusses aber ist, daß bei seiner bloß sinnlichen und gemütlichen Einwirkung auf uns, die beste Seite unseres Wesens, die geistige, leer ausgeht, unsere höhern, idealen Ansprüche unbefriedigt bleiben — und eben dies darf nicht sein, so wenig der eben erwähnte Schmerz im Gemüte stehend bleiben darf; eben hier muß etwas geschehen, damit es endlich zum vollbefriedigenden Naturgenuß komme, der ja

das Ziel des ganzen Idealisierungsprozesses und für jeden sinnigen Naturfreund ein unabweisliches Bedürfnis ist. Diese Ergänzung der Natur aber kann, da die Natur selbst unfähig dazu ist, selbstverständlich nur durch uns Menschen geschehen.

Es genügt dazu jedoch nicht ein bloßer Akt unserer Phantasie, nicht die täuschende Einbildung, die wir schon für gewöhnlich in unsere Naturbetrachtung einmischen, daß wir nämlich die Natur, zumal in gehobener Stimmung, schöner und weihevoller sehen, als sie wirklich ist; es genügt auch nicht, daß wir sie mit unsern Gefühlen beseelen oder gar dichterisch vermenschlichen — was allerdings ein berechtigter Akt im Idealisierungsprozesse ist. Nein, es handelt sich jetzt um eine durchaus wirkliche, sachliche Mitteilung an die Natur, um die Mitteilung von Werken, welche allein ihr jene gesuchte Idealität verleihen können.

Und dies wiederum können selbstverständlich nur Werke idealen Charakters sein, wie nur wir Geistige und Ideale sie aus unserer Phantasie schöpfen, oder unserem seelenvollen Innern entnehmen. Nur mit solchen geben wir der Natur den Schein eigner Idealität, den Schein eigner freier Geistigkeit, ja in gewissem Sinn, der Ebenbürtigkeit mit uns; und andernfalls genügen wir nur mit solch idealen Hinzufügungen uns selbst, weil wir nur in solchen uns als geistige, ideale Wesen anschauen und wiedererkennen. Ideale Schönheitswerke also stellen wir in die Natur, damit deren Schönheit, über die bloß sinnliche Frische der Natur hinaus, auf letztere übergehe; und sodann

übertragen wir aus unserem warmen Innern an die Natur Gefühle und Herzensbeziehungen, die den Naturobjekten gleichfalls einen höhern Adel, den Schein eigner Empfindung verleihen.

Aber weil die Natur es ist, an der wir diese vergeistigende und beseelende Thätigkeit vornehmen, so dürfen unsere Hinzufügungen nicht wieder rein geistiger oder seelischer, nicht rein idealer Art sein, sondern so, wie die Natur sie vertragen kann und sie mit deren Wesen vereinbar sind, d. h. der Stofflichkeit, der Unbewußtheit des Naturlebens angenähert, halb selbst wieder zu Natur geworden. Mit andern Worten: unsere Schönheitswerke dürfen der Natur nicht fremdartig zu Gesichte stehen, unsere Gefühle ihr nicht angekünstelt, nicht gewaltsam aufgedrungen scheinen, sondern müssen ihr wesensverwandt, ihrem Charakter entsprechend, umgebogen, umgeschmolzen in den Naturcharakter sein; unsere Geistes- und Schönheitswerke, wie unsere an die Natur übertragenen Gefühle müssen sich zugleich als Naturprodukte edlerer Art darstellen.

Diese Annäherung an das Wesen der Natur, diesen Schein des Naturursprungs aber gestatten diejenigen Werke nicht, deren Stoffe schon, nach unserer obigen Beweisführung, den organischen Naturstoffen geradezu entgegengesetzt und deshalb auch innerlich fremdartig sind: die Fabrikate aus Stein, Porzellan, Glas und Metall u. dgl.; diese sind ohne Ausnahme und mit ganzer Entschiedenheit von der Vegetation zurückzuweisen. Zwar ahmt unsere hochentwickelte Technik u. a.

auch Gewächse und Blumen bis zur täuschendsten Ähnlichkeit mit den Originalen nach, fabriziert aus Papier, Seide, Blech u. dgl. ganze Sortimente frischgrüner, prachtvoll blühender Topfpflanzen, mit einer Treue der Gestalt, der Farbe, des Gesamtcharakters, daß man darauf schwören möchte, wirkliche Naturgewächse vor sich zu haben. Und doch fehlt ihnen eins, was keine Kunst erreicht, weil es ein Vorrecht und Geheimnis der urschöpferischen Gotteskraft ist — der Duft und Hauch des organischen Lebens, die saftige Frische des Wachsens und Werdens von innen heraus. Wo aber diese fehlt, da starrt uns selbst die täuschendste Naturtreue regungslos kalt und tot an, um so widerwärtiger, als sie wirkliche Natur zu sein vorgibt.

Dies aber ist im vorliegenden Falle das Entscheidende: all jene Stoffe und die Fabrikate daraus überwinden, mag man sie noch so bunt anstreichen oder glänzend polieren, niemals die frostige Kälte, die unbiegsam spröde Härte des unorganisch Toten und lassen sich daher auch nicht einmal den Schein organischen Lebens anbilden: die glaubhafte, versöhnende Umbiegung in den Naturcharakter ist bei ihnen absolut undurchführbar. Einzig das Holz gestattet eine solche, wenn man es nicht als glattgehobelte Leisten, sondern als saftgrüne, rindenbedeckte Stäbe zur Bogeneinfassung der Wege und Beete, oder zur Anfertigung von Gartenmöbeln verwendet, so daß man selbst noch in dieser Gestalt den Eindruck des feuchten Wachstums und Lebens hat.

Und noch weniger, als zur Vegetation, haben jene Stoffe und Fabrikate eine innere Beziehung zu uns, indem

sie weder das Behagen unserer äußern Existenz, die Freude an unsern Wohnräumen, noch unser Gemütsleben, unsere Freude an der Natur befördern. Zu Wirtschaftsgeräten oder zu Schmuck- und Luxusgegenständen verarbeitet, stellen wir sie äußerlich um uns her, oder befestigen sie als tote Glanz- und Prunkdekorationen an den Wänden; aber unser Inneres verwächst nicht mit ihnen, Liebe zu ihnen, als wären es Stücke unseres eignen Wesens, fassen wir nicht, wie etwa zu einer schönen Blume oder zu einem treuen Haustier. Also auch für unsern Aufenthalt im Grünen bleiben derartige Gegenstände beziehungslos zu uns und erweisen sich aus diesem Grunde als für den Naturgebrauch ungeeignet. In jeder Hinsicht muß daher die völlig kritiklose Praxis vor jenen Dingen gewarnt werden, will sie nicht den Garten mit naturwidrigem Schmuck verunstalten.

Schon dem Erdboden raubt man sein natürliches Aussehen, wenn man die Wege im Garten, allzu zärtlich und reinlich, mit weißem Sand bestreut, der doch nur auf den Fußboden innerhalb des Wohnhauses gehört. Umgekehrt naturwidrig ist es, wenn man die Wege durch einen Aufschutt von Kohlenschlacken trockenlegt und dadurch unfreundlich schwärzt, oder vornehmer, gar mit Trottoirquadern oder bunten Steinchen abpflastert (bossiert), was höchstens vom Eingange an der Straße bis zur Hausthüre gestattet sein mag. Nein, der Fußboden muß möglichst so bleiben, wie er von Natur ist; wer in Gottes freier Natur lebt, muß auch auf Gottes Wegen

wandeln; und wer einmal einen Garten hat und darin, auch bei ungünstiger Witterung sich ergehen will, darf etwas Nässe oder Schmutz nicht scheuen. Jedem Bedürfnis entspricht es und bleibt der Naturfarbe des Bodens am nächsten, wenn man sich für die Wege mit dem gelbbraunen Kies begnügt, der sie trocken genug hält und ein Wenig anständiger und freundlicher aussieht, als der graue Erdboden.

Den Rasen und die Beete längs der Wege einzufassen, bedient man sich in städtischen Promenaden und öffentlichen Gärten der Eisengitter und Drahtgeflechte als wirksamen Schutzes gegen mutwillige Kinder und umherschnobernde Hunde. In den weniger exponirten Privatgärten dagegen genügt eine schlichtere Einfassung, die jedoch immer in Übereinstimmung mit der umgebenden Vegetation stehen muß. Also keine weißgetünchten Steine am Rande des Rasens und der Beete entlang, keine gebrannten Thon- oder Porzellanscheiben, keine Schieferplatten oder Glasschlacken oder gar rosafarbene Muscheln, mit denen wohlhabende Gartenbesitzer eitler Weise zu kokettieren lieben, und vollends keine gußeisernen Schienen, wie sie in den Gärten von Eisenwaren-Fabrikanten Mode zu werden anfangen! Solche naturwidrige Dinge gefallen nur dem Auge des sinnlichen Menschen, der das Seltene, Kostbare, Bunte und Glänzende für schön hält, oder dem nüchternen Praktiker, der seine Pflanzung um jeden Preis geschützt sehen will, gleichviel durch welche Mittel.

Der Gebildete dagegen faßt seinen Rasen entweder

gar nicht ein, d. h. er läßt die Grasfläche am Rande einfach aufhören und scheert den Randstreifen des Grases nur öfter sorgfältig glatt, oder er umzieht, falls dies zu kahl erscheinen sollte, Rasen und Beete mit dem biegsamen Geranke von Schlinggewächsen, am liebsten mit dem kräftigen Epheu, mit Immergrün u. ähnl., jedenfalls aber mit vegetabilischem Schmucke, der der grünen Natur am besten entspricht. Ist jedoch dem Geschmacke des Besitzers eine besondere Einfassung, auch für kleine Rasen- und Beetflächen, Bedürfnis, so empfehlen sich als das Unschuldigste dünne, in die Erde befestigte Bogen von Eisenstäben, die, kaum bemerkbar, den Eindruck des organischen Lebens nicht durch ihren metallischen Ursprung stören. Wählt man Holzstäbe zu den Bogen und steckt sie wie eine fortlaufende Kette dicht aneinander in die Erde, so erscheinen sie wie der Rand eines Korbes, der seinen grünen oder blumigen Inhalt wie geordnet und zum Genusse zubereitet dem Herantretenden darreicht.

Eine Entstellung im größern Maßstabe ist die Umwallung des Unterbau's für die erhöhte Laube durch große, spitzige Steine, weil auch sie nicht der grünen Umgebung entspricht, wenigstens muß das Gestein durch hohe Gräser, Liliengewächse, Farnkräuter u. dgl., oder durch kriechende Schlingpflanzen so weit verdeckt sein, daß man, um das Gefühl der Sicherheit zu haben, das feste Gestein nur noch hier und da hervorscheinen sieht. Das Beste jedoch ist, man besäet die schräge Böschung einfach mit Gras, dieser frischesten und gleichmäßigsten Boden-

bekleidung, während die nackten Steine sehr widerwärtig an tote Steinbrüche erinnern.

In ähnlicher Weise verwerflich ist eine dicke, plumpe Steineinfassung um das Wasserbassin, besonders im kleinen Garten, und noch geschmackloser die Umstellung des Bassin's mit gleichfalls unbehauenen Steinblöcken, wie bei der Laube; auch die Abpflasterung des Platzes um das Bassin herum mit bunten Steinchen in Form eines Kreuzes, eines Sternes u. dgl. ist zwar vornehmer, aber gleichfalls naturwidrig. Das kleine Bassin bedarf nur einer schmalen, zierlichen Umfassung, das größere einer etwas stärkern, aber nie unförmlichen; und rings herum darf sich, außer dem etwa umlaufenden Wege, nur grüner Rasen ausbreiten, aus dem uns das Wasser, ganz wie in der freien Natur, wie ein hellleuchtendes Auge anblickt, um so naturtreuer dann, wenn ein zierlicher Kranz von Vergißmeinnicht und niedrigen Rosen dazwischen das Bassin einfaßt.

Vom niedern Boden aufwärts steigert sich die Entstellung zu höhern, selbständigen Prunkstücken in den Glaskugeln, die, auf Holzpfählen oder mehrarmigen Gestellen aufgepflanzt, zwischen den Sträuchern und Bäumen des Gartens an freien Stellen anspruchsvoll blinkern, silberweiß oder goldgelb, hochrot oder tiefblau, in allen leuchtenden Farben. Wie Rivalinnen der grünen Gewächse stehen sie da, als wollten sie mit ihrem Glanze das stumpfe Grün ringsum hochmütig überstrahlen — und doch erregen gerade sie dem natursinnigen Auge am meisten Zorn und Ekel. Wie die leibhaftige Koketterie nehmen diese prunkenden

Kunstfabrikate der Technik sich inmitten der keuschen Pflanzenwelt aus, himmelweit entfernt von deren stiller Schönheit und Anspruchslosigkeit! Und wie beschämend verhöhnen sie den eitlen Besitzer, der sein teures Antlitz und das Bild seiner grünen Pflanzung ringsum aus der gläsernen Wölbung zur scheußlichen Fratze verzerrt, nämlich als ganz schmalen, in die Länge gezogenen Streifen wiedergespiegelt erblickt, wie der gesunde Mensch Gott dankt, nicht auszusehen!

Wie wenig Anstoß man aber an solchem Widersinn nimmt, und wie unzweifelhaft mit der modernen Kultur auch die Naturfremdheit und Geschmacklosigkeit zugenommen hat, dafür spricht die Thatsache, daß die Beliebtheit solcher Glaskugeln in neuester Zeit im Wachsen begriffen ist, wie ein Blick in die Gärten besonders vornehmer Besitzer zeigt, wo nicht nur eine, nein, eine ganze Kollektion verschiedenfarbiger Kugeln an den augenfälligsten Stellen prangen.

Nach Material und Naturwidrigkeit den Glaskugeln verwandt sind die von Lauben und Veranden herabhängenden und im Winde gegeneinander klirrenden Krystallglocken, wie man sie — zum Glück selten — in einzelnen Restaurationsgärten antrifft, und zwar als Verstärkungsmittel abendlicher Beleuchtungseffekte. Wie die blitzenden Glaskugeln das Auge beleidigen, so übt das Glockengebimmel in der Höhe durch den ganzen Garten eine für das Ohr so nervöse, bis zur Verzweiflung aufregende Wirkung, daß der Naturgenuß, das süße Versinken in den Naturfrieden in sein direktes Gegenteil, nämlich in die bitterste Ver-

wünschung umschlägt. Mit empörten Nerven und Gemüt verlassen wir solchen Ort: denn wir müssen uns leider bekennen, beim äußersten Widersinn an der Natur angelangt zu sein, über den hinaus eine schlimmere Unthat nicht denkbar ist.

Zwar nicht so verletzend durch naturfremden Glanz und Klang, aber eine noch weitere Abirrung von der Ursprünglichkeit der Vegetation ist die Aufstellung von Stubenmöbeln im Garten, Sopha's, Fauteuils, Schaukelstühlen u. s. w., offenbar in der Absicht, sich dem Naturgenusse mit der möglichsten Bequemlichkeit, der des gestreckten Liegens, hingeben zu können. Ist aber nicht die Freude an der Natur allein schon ein hinreichender Genuß, bei dem man gar kein Verlangen hat, mit ihm auch noch die vornehm schlaffe Situation des Liegens zu verbinden? Ja hat ein solcher Bequemlichkeitsmensch wohl überhaupt den rechten Natursinn, wenn ihm das einfache Hilfsmittel der Ruhebank oder eines schlichten Gartenstuhls nicht genügt? — des Schaukelstuhls gar nicht zu gedenken, der, statt die Wohlthat des Ruhens zu erhöhen, durch die Unbeweglichkeit seines Gestells und die dem halbgestreckten Körper angepaßte Biegung der ärgste Zwang für den Ruhenden ist, weil er dem Körper nur diese einzige Situation gestattet, die eben die hölzerne Schwingung des Sitzes und der Lehne vorschreibt; an diese Lage ist man notgezwungen gefesselt; einen Wunsch nach Veränderung darf man nicht haben, denn er ist nicht zu befriedigen. So wird der scheinbare Genuß zur Qual, der man so bald als möglich wieder zu entfliehen sucht.

Halb Hausmöbel, halb Gartengerät sind die Ruhebänke neuester Konstruktion, bei denen über der eigentlichen Bank noch ein bewegliches Leinwanddach als Sonnenschirm angebracht ist. Die praktische Wohlthat des Sitzens zwar gewährt diese Bank; aber der Schutz gegen die Sonne, auf diese Weise hergestellt, ist eine ästhetische Beleidigung. Ruheplätze an sonnigen Stellen des Gartens — wozu ja diese transportabeln Bänke dienen sollen — sind schon an und für sich etwas Unvernünftiges, denn Schatten ist die erste Bedingung für den ruhenden Aufenthalt im Grünen. Aber die stellbare Leinwanddecke, wodurch jene zweifelhafte Wohlthat möglich gemacht werden soll, ist, sowohl wegen der toten Mechanik, wie wegen des naturfremden Stoffes, des Leinens, ein schreiender Verstoß gegen die Vegetation und deshalb unter allen Umständen aus dem Garten fern zu halten.

Unnatürlich ferner und allzu fremdländlisch mutet uns das aus den Tropen bei uns eingeführte Ruhebett im Grünen, die Hängematte, an, die man im Laubschatten zwischen Baumstämmen ausspannt, um nicht vom Gewürm oder der Feuchtigkeit des Bodens belästigt zu werden. Zwar ist sie nicht so mechanisch steif, wie die Bank mit Zeltdach, auch nicht so unerbittlich, wie der Schaukelstuhl, da das breite, dehnbare Geflecht die wechselnde Lage auf dem Rücken und den Seiten frei gibt; auch mag das sanfte Schaukeln bei völliger Sicherheit vor dem Fall ein seltenes Wohlgefühl erwecken, und das Bild einer zwischen Bäumen schwebenden Menschengestalt etwas Exotisches haben. Aber

naturgemäßer erscheint es denn doch, will man sich einmal im Grünen ausstrecken, dies am Boden im Grase, am Busen der Mutter-Erde selbst zu thun, über sich das schirmende Laubdach mit dem Gezwitscher der Vögel und hoch oben die ziehenden Wolken am sonnigen Himmel. Man bleibt mehr Kind der Natur, enger im Zusammenhange mit ihr, als in der vornehmen, tropisch vorsichtigen Schwebe der Matte über dem Erdboden.

Turngeräte endlich, Schaukel, Kegelbahn und dergleichen zweckvolle Apparate haben mit dem Garten als solchem, als einem Stück grüner Natur gar nichts zu thun und müssen daher, möglichst unsichtbar, in einem abgelegenen Seitenteil desselben untergebracht werden.

Zu dem Vorwurfe schlaffer Bequemlichkeit und peinlichen Zwanges kommt nun aber, bezüglich der Möbel, noch der höchst störende Eindruck, Dinge im Garten zu erblicken, die ohne Zweifel nur in's Haus, in's Wohnzimmer gehören, an diese Stätte unseres gewöhnlichen Aufenthalts zum Zwecke edler Beschäftigung und Geselligkeit. Im Garten aber umfängt uns das Reich des grünen Wachstums; da hören wir auf, Zöglinge der Bildung, geistige Arbeiter zu sein und müssen auch aufhören, nur uns und unser Familienglück genießen zu wollen. Im Garten sollen wir unbefangene Kinder, warmblütige Freunde der Natur sein, nur sie anschauen, uns nur von ihr erfrischen und erheben lassen. Dieser Genuß aber ist so einzig, so ganz unser Inneres ausfüllend, daß wir dabei auf die sinnliche Bequemlichkeit des Liegens, der Streckung

gern verzichten, um mit dem ganzen innern Menschen in der Wonne des Eindrucks aufzugehen.

Will man die Bequemlichkeit nicht völlig entbehren, so erfüllen anspruchslose Naturmöbel aus Birken- oder Weidenzweigen vollkommen den Zweck und entsprechen — was entscheidend ist — der urwüchsigen Natur, nicht aber die eleganten Fabrikate der Kunsttischlerei aus dem aristokratischen Salon, und noch weniger Eisenmöbel der Maschinentechnik. Nicht einmal die Laube darf eigentliche Zimmermöbel enthalten; geradezu lächerlich und widerwärtig aber wirken sie im Grünen, in der unmittelbaren Nachbarschaft und als Konkurrenten von Sträuchern und Bäumen.

Überblickt man schließlich die Reihe der hier aufgezählten Gewaltstreiche, so möchte man den naturfremden und herzlosen Thätern selbst den Rat ertheilen: legt Euch doch lieber gleich einen Garten nach Eurem Geschmacke an, d. h. reißt alles Grün, Gras und Blumen und Gebüsch aus und bedeckt die abgeholzte Fläche mit lauter Trottoirs und Muscheln, Schaukelstühlen und Glasglocken: da habt Ihr das, was Ihr eigentlich wollt und schändet wenigstens die Natur nicht mehr, die Euch, wenn Ihr aufrichtig sein wollt, doch nur ein Dorn im Auge ist!

Den Stoffen nach, woraus sie bestehen, sind nun allerdings auch wirkliche Kunstwerke noch um nichts besser, als die Fabrikate, die wir so eben verworfen haben: der Stein zum Gebäude, der Marmor einer Statue, die Farben auf Gemälden sind keine vorzüglichern Materialien, als

Glas, Porzellan, Metall u. s. w. Und dennoch besteht eine innere, den Fabrikaten fremde Verwandtschaft zwischen idealschönen Kunstwerken und der Natur; nach ihrem Ursprunge, wie nach ihrer Bestimmung bieten Kunstwerke Ähnlichkeitspunkte mit der Vegetation, die deren Stellung im Grünen unter gewissen Bedingungen vollkommen rechtfertigen. Wie nämlich die Vegetation aus dem tiefdunkeln Erdenschoße erwächst, so die Kunstwerke nicht aus der denkenden Vernunft oder dem prüfenden Verstande, die immer nur mit klaren Begriffen und Gedanken arbeiten, sondern aus den dunkeln Naturvermögen Phantasie und Gemüt, aus den unberechenbaren Anregungen und Offenbarungen, welche der heilige Geist — nicht der kirchliche! — in der Tiefe des Künstlergenius wirkt; aber aus verborgenen göttlichen Lebensquellen steigen beide gleichmäßig auf, jene stofflich, diese geistig.

Darin liegt zugleich, daß die Entstehung beider frei von Zwecken ist. Die Gewächse entspringen lediglich dem Drange innerer Triebkraft, der Nötigung der alles durchdringenden Lebensidee, sich zu verwirklichen, oder, menschlicher ausgedrückt, der reinen Lust in's Dasein zu treten, die Welt verschönern zu helfen, uns Menschen zu erfreuen, ohne die geringste Einmischung niedern Nutzens und Gewinns; und Kunstwerke teilen diese erhabene Zweckfreiheit in noch höherem Maße: auch in ihnen will nur eine göttliche Idee Gestalt gewinnen, auch sie wollen nur dasein, nur genossen

werden und erfreuen. Um nun aber auch in ihrer Erscheinung als der Vegetation verwandt empfunden zu werden, müssen sie — wie schon oben angedeutet wurde — notwendig von ihrer Idealität in etwas ablassen und sich der Niedrigkeit des organischen Wachstums annähern; sie müssen so aussehen, als seien sie gleichfalls gewachsen und geworden, wie die Pflanzen und Bäume, als habe sie die Natur selbst sich anerschaffen, um zu ihrer letzten angestrebten Vollendung vorzudringen, damit sie uns anspruchsvollen Geistern ganz genüge.

So gliedert sich denn das Gebäude im Garten, herab von der starren Geschlossenheit seiner Steinmauern, zum leichten, luftig geöffneten, in's Freie hinausstrebenden Gartenhause, zur stabgefügten, grünumrankten Laube. Und als weiß leuchtende Göttergestalten finden sich nur diejenigen im grünen Gehege des Gartens heimisch, die, abgesehen von dem Adel ihrer Erscheinung, auch durch ihren naturfreundlichen Charakter den Gewächsen näher stehen und ihnen wohlwollende Beschützerinnen zu sein versprechen. Das Haus, und noch mehr die Laube, muß ein halber Naturbau, die Statue eine Naturgottheit sein — so fordert es die Ästhetik der Gartenkunst, wenn sie die Natur dem Abschluß ihrer Idealisierung entgegenführen und uns idealen Wesen den vollen Naturgenuß, auch von dieser Seite, bieten will.

Welche Kunstwerke also im Garten Aufnahme finden dürfen, hängt lediglich von deren Nähe oder Fremdheit zur Natur ab. Da der Garten ein räumliches

Objekt, eine vegetabilisch bekleidete Fläche ist, so sind zu seinem Schmuck auch nur Werke der räumlichen Kunstgruppe, d. h. der **bildenden Künste** möglich, die ja ihre Werke gleichfalls objektiv in den Raum stellen, und zwar auf denselben Boden, aus dem auch die Vegetation des Gartens emporwächst. Diese Analogie mit der Bodenvegetation aber haben allein diejenigen beiden Künste, die nur erst stoffliche, körperliche Werke hinstellen, in denen die Lebensidee sich noch nicht in die lichte Sphäre des Geistes erhebt, sondern noch im Stoffe gebunden, nur erst als räumlicher Körper, als schöne, aber noch unbeseelte Gestalt erscheint: **Architektur** und **Plastik** sind diese beiden körperlichen, ungeistigen Künste.

Die Malerei dagegen, welche idealisierte Bilder der Natur und Wirklichkeit schafft, stellt diese weit kleineren Erzeugnisse weder im obigen Sinne in den Raum und auf den Boden, noch stehen sie, geistig geschätzt, der sinnlichen, bewußtlosen Natur parallel, sondern haben schon einen Zug seelischer Innerlichkeit, in die das vegetabilische Naturleben noch nicht hinanreicht. Überdies würden ja — um das Widersinnige auszusprechen — buntfarbige Gemälde im grünen Garten eine Konkurrenz mit der wirklichen Natur nach Farbe und Inhalt unternehmen, worin der schroffe Gegensatz von Wirklichkeit und Idealschönheit uns auf's roheste, auf's peinlichste zum Bewußtsein käme. **Also keine Gemälde, sondern nur Gebäude und Statuen** dürfen als Schmuck im Garten Platz finden.

Werke der redenden Künste aber, der **Musik**

und **Poesie**, weil unräumlich und mit ihrer darstellenden Verwirklichung nur flüchtig vorübergehend und verschwindend, verbieten sich im Garten von selbst; ihnen liefert er nur den Boden: das Orchester, die Bühne, den Tanzplatz u. s. w. für ihre Produktionen. Diese selbst aber müssen, falls ihre Aufführung im Freien motiviert sein soll, wiederum eine gewisse Naturverwandtschaft, etwas Idyllisches, Ländliches, einen Zug von der Ungezwungenheit und Frische des Naturwachstums an sich tragen.

Die im Garten nach allen Seiten freiliegende **Villa**, die Sommerwohnung der Familie, darf, wie gesagt, kein städtisches Wohnhaus sein, nicht charakterlos glatt und geschlossen, auch kein imposanter, residenzlicher Prachtbau mit stolzer, figurengeschmückter Freitreppe und Säulenhalle, sondern ein halber Naturbau von freier, scheinbar gesetzloser Anlage muß es sein, auf der Mitte zwischen dem massiven Wohnhause und den leichten, zierlichen Bildungen der Vegetation selbst, lebendig gegliedert und geöffnet gegen die grüne Freiheit, ja in's Freie selbst hinauswachsend; und die Natur anderseits muß erscheinen wie liebevoll am Hause emporrankend und ihr grünes Geleit noch in das Haus und die Wohnräume hinein fortsetzend.

Einige Treppenstufen, mit Topfgewächsen geschmückt, leiten in das erhöhte Parterre, während an dessen Außenmauer immergrüner Epheu mit seinen umschlingenden Armen sich anklammert. Ein umschlossener rundlicher Vorsprung vor dem Mittelzimmer gestattet durch die offene Thür den augenblicklichen Austritt in's Freie, ja gestattet der ganzen

Familie ihr trauliches Beisammensein, selbst noch in der Erweiterung zu kleinen Gesellschaften. Über das naturfreundliche Parterre aber streckt das breitgerandete, zierlich geschnitzte Dach seinen Schutz und Segen, in der Mitte vorn zu einer gefälligen Mansardenwohnung ausgebaut, für solche, die mit Arbeit oder Gedanken allein sein und dabei den träumerischen Blick noch über den Garten und seine Nachbarschaft hinausschweifen lassen wollen.

An den beiden Schmalseiten wächst das Haus einerseits in eine grün umlaubte Veranda zum Lustwandeln auch bei Sonnenschein aus, und anderseits kann sich an die Wohnung der leichte Glasbau eines Gewächshauses anschließen, unter dessen breitblätterigen Palmen der Besitzer sich in die üppige Pflanzenpracht der Tropen versetzt fühlen mag. Solch ein Naturhaus macht es uns glaubhaft, daß sein Besitzer ein Zögling der Natur sein wolle, die ihn in ihre Mitte, in ihre Arme aufnehmen soll, auf daß er bei ihr gesunde, von ihr großen, weitherzigen Sinn, freien, freudigen Blick lerne in Gottes schöne, dankbare Welt, was alles in der Veräußerlichung der modernen Kultur mehr und mehr verloren geht und im städtischen Wohnhause am wenigsten zu finden ist.

Die Laube sodann, die in noch höherem Grade ein leichter Naturbau sein muß, versetzt das Familienleben vom Hause hinweg in den Schoß der Natur selbst, mitten zwischen Blumen und Bäume. Um uns aber dieses reinen Natureindrucks froh werden zu lassen, darf sie nicht dumpfig von Brettern, auch von keinem mechanischen Drahtgeflecht,

wie eine Volière, umschlossen sein; sondern das durchbrochene Gitterwerk leichter Holzstäbe, von rankendem Laub umschlungen, muß die frische Luft und den Duft des grünen Wachstums ringsum in das kleine Asyl eindringen und verstohlene Sonnenblicke in seine Dämmerung fallen lassen. Auch ein leichtes Holzdach zu größerm Schutze ist nicht naturwidrig, zumal, wenn die emporkletternden Ranken es verdecken und schmücken.

Am nächsten rücken wir der Vegetation auf den Ruhebänken aus schlichtem Naturholz, die hier und da am Wege oder im schattigen Gebüsch den Ermüdeten aufnehmen. Da kann die Hand mit den Blättern und Zweigen spielen und das sinnige Gemüt die Stille und Frische belauschen, wo der Lärm der Welt zum Frieden des Sonntags entschlummert, und der fromme Beter andachtsvoll die Nähe Gottes und sein leises Vorüberwandeln zu hören glaubt. Weitblick und Sehnsucht dagegen weckt die Ruhebank auf dem erhöhten Aussichtspunkte am äußeren Ende des Gartens, wo das Auge über Wiesen und Wald bis zu den blaudämmernden Bergen am Horizonte schweift, und die Phantasie, wehmütig oder hoffend, sich im Nebel der Erinnerung oder Ahnung verliert.

Statuen, als menschlich schöne Idealgestalten aus dem Reiche der Göttersage, des Volksglaubens u. s. w., haben auf den ersten Blick keine Beziehung zum Naturleben und sind daher auch im Garten keine unerläßliche Notwendigkeit; der Unkundige sieht in ihnen sogar nur einen sinnlichen Schmuck, insofern Götterbilder etwas Edleres

sind, als Pflanzen und Bäume, und ihr reines Weiß sich von der grünen Umgebung leuchtend abhebt. Und in der That sind kleine Genre-Figuren späterer Erfindung, wie ein Knabe, der eine Fruchtschale über dem Kopfe mit beiden Armen emporhält, oder ein Mädchen mit einem ruhig sitzenden Schmetterling auf der Hand, nur solch äußerlicher Schmuck. Der tiefer Blickende dagegen kennt den Naturboden als die gemeinsame Geburtsstätte und Grundlage beider, der Naturobjekte und der Göttergestalten; er weiß, daß, wie die Vegetation aus dem dunkeln Schoße der Erde als die unterste Stufe der aufsteigenden Lebensorganismen erwächst, so die Götterbilder aus dem Urboden der ältesten Naturanschauung und Phantasieerfindung der Völker entsprungen sind, die sich dann, ebenso urwüchsig naiv, zu den Gestalten des Glaubens und Kultus, der Sage und Dichtung menschlich idealschön verkörperten und unter den Händen der Kunst plastische oder tönende Form annahmen. So entfernen sich diese Werke der Schönheit nicht etwa von der Natur, sondern stehen in ihrer Weise auf einer Linie mit ihr, insofern sie die Anfangs- oder Naturstufe der beginnenden Geisteskultur der Menschheit repräsentieren, wie die Natur die unterste Stufe im Aufbau des Weltlebens.

Und noch in anderer Beziehung sind sie den Naturobjekten vergleichbar. Wie nämlich die Naturerzeugnisse ohne Überlegung und Absicht, ohne Mühe und Arbeit entstehen, so sieht man auch jenen Schönheitswerken nichts

an von dem vorangegangenen Kampfe der Reflexion, nichts von den Schwierigkeiten der Technik, nicht das leiseste Bemühen, gefallen und bewundert werden zu wollen; ihre Schönheit ist da und erfreut durch ihre Vollendung von selbst, wie eine schöne Blume oder ein majestätischer Baum: — diese Unmittelbarkeit und Mühelosigkeit des Daseins, diese Freiwilligkeit und Selbstverständlichkeit der Wirkung stellt beide auf eine Stufe: auch das Kunstwerk erscheint wie ein Naturprodukt, absichtslos und wie von selbst geworden. So sind Naturgewächse und Götterbilder sowohl ihrer Entstehung nach, wie in ihrer abschließenden Vollendung innerlichst verwandt und daher Göttergestalten vollkommen berechtigt, inmitten von Blumen und Bäumen aufgestellt zu werden.

Am nächsten stehen diejenigen Gottheiten dem Naturleben, welchen die dichtende Völkerphantasie die symbolische Bedeutung beigelegt hat, Repräsentanten und Beherrscher bestimmter Gebiete des Naturlebens zu sein, des vegetabilischen Wachstums überhaupt, der Bäume und Blumen, der Berggipfel und Quellen insbesondere. Deshalb dürfen denn auch nur diese Naturgottheiten, und nicht die Vertreter der Kultur, der Kunst, der moralischen Tugenden u. dgl. im Garten Platz finden. Der Göttervater Jupiter z. B., der Musenführer Apollo, die wissenschafts- und waffenkundige Minerva u. ähnl. wären im Garten absolut sinnlos und nur in öffentlichen Promenaden mit Werken menschlicher Bildung ringsum, wie Wohn- und Prachtgebäuden, zulässig. Wohl aber haben die frucht-

bringende Ceres, die Blumenspenderin Flora und diejenige des Obstes, Pomona, ferner der weinselige Bacchus, die jagdfreudige Diana und die holden Nymphen der Gewässer eine enge Verwandtschaft mit dem Naturleben und daher ein gutes Recht, im Garten inmitten ihrer Kinder oder Pfleglinge zu erscheinen. Und noch ein tieferes Motiv rechtfertigt — wiederum nur für den kundigen Beschauer — den Schmuck derartiger Gestalten im Garten. Sie sind ihm nämlich nicht nur Symbole der einzelnen Naturgebiete, sondern stellen auch die Steigerung und Verklärung des Naturlebens, über seine dunkeln Intentionen hinaus, zu seinem vollkommensten Organismus, der schönen, wenn auch noch unbeseelten Menschengestalt dar, zu der das gesamte Naturleben stufenweise hinanstrebt, das daher auch erst in den Göttergestalten des Gartens seinen Abschluß findet.

Daß übrigens die freischaltenden Gottheiten nicht im Gebüsch versteckt, nicht von einem Laubbogen überwölbt, nicht seitwärts an eine Mauer gelehnt stehen dürfen, sondern an einer beherrschenden, symmetrisch gewählten Stelle dem Hause gegenüber, jedoch diesem nicht zu nahe noch zu fern, ergiebt schon der einfache Schönheitssinn. Völliges Unverständnis vom Idealismus plastischer Götterbilder verrät es daher, wenn der prüde Besitzer das Gewand der Statuen, um sie uns menschlich glaubhafter zu machen, vielleicht gar, um sie überhaupt anständig erscheinen zu lassen, nach Art eleganter Salondamen, gelb, blau, roth u. s. w. bemalt, während doch

für die überirdischen Idealgebilde das reine Weiß die einzig richtige Farbe ist. Der gleiche Vorwurf trifft auch die Aufstellung von Statuen auf dem bloßen Erdboden, nur mit einer Steinplatte unter den Füßen, aber ohne das erhöhende, ideal bedeutsame und ästhetisch gar nicht zu entbehrende Postament. Bedauert man etwa die weißen Gestalten ob ihrer einsamen Höhe? Oder sollen sie gar den Kindern des Hauses als Gespielen dienen, daß man sie, wie zum Laufe bereit, unmittelbar auf den Boden gestellt hat? —

Tiergestalten endlich, wie sie Liebhaber mitunter im Garten anbringen, gehören entschieden nicht dahin, weil sie, die bloß nützlichen, wachsamen Geschöpfe, jedes idealen Momentes entbehren, das den Götterstatuen in so hohem Grade eignet, und zu dem auch die Vegetation sich verklärend aufhebt. Hat es doch schon für das unbefangene Gefühl des Besuchers etwas Widerwärtiges, am Eingange zum Garten oder zum Wohnhause von Jagdhunden, zähnefletschenden Bulldoggen u. dgl. als Sicherheitswächtern bewillkommnet zu werden; wie viel verletzender empfindet der Gebildete die ästhetische Roheit, daß solch bissige Köter aus Eisen oder Bronce ihm den Zutritt wehren oder auch nur stumm anbellen! Hirsche, Rehe, Gemsen u. dgl., wie der Jagdliebhaber solche wohl dauernd in seiner Nähe sehen mag, würden höchstens im waldähnlichen Park zulässig sein.

Und vollends das Pferd, das ja ganz im Dienste der Kultur nach verschiedenen Seiten steht, hat mit der

Natur und dem Garten gar keine Verwandtschaft. Wenn nun aber der eitle Besitzer, damit sein Liebling den Vorübergehenden recht in's Auge falle, das edle Roß gar oben auf eine Veranda stellt (!), durch deren dünne Holzstäbe es scheinbar jeden Augenblick durchbrechen und auf die unten Weilenden herabstürzen kann, so ist die dekorative Gartenkunst bei der absoluten Sinn- und Geschmacklosigkeit angelangt, für die selbst ein Verdammungsurteil noch zu gut ist. Die geduldige Natur stellt freilich ein solches nicht aus; aber die Herren Gartenbesitzer sollten selbst so viel Vernunft und Geschmack haben, daß sie der Natur nicht Dinge zumuteten, denen sie nur das „Halt ein!“ des Abscheu's entgegenrufen würde.

Vollendet jedoch ist mit dieser Stufe die Idealisierung der Natur noch nicht: deshalb nicht, weil sie nur schöne Menschenwerke in die Pflanzenwelt stellt, damit von dem Adel jener etwas auf diese übergehe; diese selbst aber, die Gewächse, bleiben dabei unverändert, was sie sind: organische, dem wechselnden Lebensprozesse unterworfene Erzeugnisse. Es muß daher eine noch höhere Stufe der Idealisierung geben — und erst diese kann die letzte sein —, welche an den Gewächsen selbst und unmittelbar eine veredelnde Thätigkeit vornimmt, durch die sie wirklich — und sei es auch nur vorübergehend für die Täuschung des momentanen Eindrucks — etwas Höheres, in gewissem Sinne ideale Wesen werden. Diese abschließende Stufe der Idealisierung ist die Beseelung, die Verleihung einer ersten dunkeln Regung

von Innerlichkeit, von seelischem Leben an die Gewächse, die Verleihung von Gefühlen, die nur erst die Naturseite des Geistes sind, ebenso wie die idealen Kunstwerke in den Naturcharakter der Vegetation umgebogen werden mußten.

„Wozu aber eine solche Beseelung?“ darf man fragen, „und woher eine solche, doch nur gedachte Vergeistigung des Naturlebens über seinen schlichten Bestand hinaus?“ Diese Frage weist auf die allgemeinere und tiefere zurück: wie kommen wir überhaupt dazu, die Natur schöner zu sehen, als sie ist, in ihren Geschöpfen mehr zu erblicken, als dumme, stumme Kreaturen? — Zunächst ohne Zweifel deshalb, weil wir selbst geistig begabte Wesen sind, denen es Bedürfnis ist, ihre eigenen Vorzüge auch über die Welt um sich her ausgestreut zu sehen, alle Dinge und Wesen, die ja doch nur um unsertwillen geschaffen sind, auch unser würdig, uns gleichartig zu wissen. Nicht zu kargen, nicht zurückzuhalten mit unsern beglückenden Gottesgaben, sondern bereitwillig auch unsere Mitgeschöpfe an dem gleichen Glücke göttlicher Begabung teilnehmen zu lassen — daraus entspringt zunächst die Beseelung.

Aber auch menschlichere Motive wirken dazu mit: das Mitgefühl und die Dankbarkeit — selbstverständlich jedoch nur gegen solche Geschöpfe, welche dieser zarten Erweisungen fähig und wert sind. Dies ist z. B. bei den Tieren, den selbständigen und frei beweglichen, die selbst schon eine Seele haben, nicht der Fall. Ebenso ent-

ziehen sich, nach der entgegengesetzten Seite, die Steine und Metalle und die großen Formationen aus beiden, Berge und Felsen, infolge ihrer toten, starren Härte oder ihrer riesigen Ausdehnung, jedem Anhauche seelischer Belebung. Einzig die Vegetabilien genießen, wegen ihrer zierlichen Gliederung und vor allem wegen ihres Blütenduftes, in welchem uns selbst schon ein etwas von Seele anweht, den Vorzug einer ersten, leisen Vergeistigung, jedoch — wiederum nicht alle und nicht alle in gleichem Grade.

Selbstverständlich ausgeschlossen von dem zarten Akte der Beseelung sind die Bäume, diese Riesen des Pflanzenreichs. Stark aufstrebende, breit verzweigte Gestalten, hat jede Art derselben, je nach Wuchs und Blattbildung, höchstens einen ungefähren Charakter, den der Kraft, der Majestät, der Grazie u. s. w. — wie schon die Alten in ihren epischen Dichtungen diesen verschiedenen Typus der Bäume kurz, aber treffend durch malerische Beiwörter gekennzeichnet und die betreffenden Attribute sich seitdem zu einer gewissen Stereotypie auch in der modernen Dichtung festgesetzt haben: die knorrige, kraftstrotzende Eiche, die breitgeästete Buche, die schlank aufstrebende Pappel, die schweigende Pinie u. s. w. Aber eben wegen ihrer überragenden Größe entbehren die Bäume jeder Möglichkeit, daß wir ihnen eine Seele zuschreiben könnten; es fehlt ihnen die Kleinheit und Zierlichkeit und vor Allem jene Anmut schwanker Beweglichkeit, die für Träger unserer Gefühle, für Boten unserer Liebe unerläßlich ist. Nur der Blüte der Bäume hätte man ein gewisses Recht, eine Seele

zuzusprechen; aber sie ist bei den Bäumen zu wenig entwickelt und tritt hinter die umfängliche Gesamtgestalt zu unscheinbar zurück, als daß man sie als beseelt ansehen dürfte. Auch die realistische Tendenz der Fruchterzeugung läßt eine poetische Deutung bei ihnen nicht zu.

Dankbarer für Beseelung erweisen sich die niedrigern Sträucher wegen ihrer bequemern Verwendbarkeit in kleiner Gestalt, als Zweig und Kranz oder sonstiges Gewinde, so daß schon in der mythischen Vorzeit sich sagenhafte Vorgänge an sie geknüpft und sie selbst seitdem bestimmte Beziehungen zur Menschenwelt, symbolische Bedeutung für gewisse sinnliche Eigenschaften oder Zustände bekommen haben, die ihnen nun für immer eigen geblieben ist. Ein einzelner, in die Rundung gewundener Zweig von einem bezüglichen Strauche, also der Kranz, wird das Zeichen des Verdienstes, des Ruhmes, der Unsterblichkeit, werde er nun auf ein Grab gelegt, oder zu Füßen einer Statue, an die Wand eines Festsaals gehängt, oder einem genialen Dichter, einem siegreichen Helden auf das Haupt gedrückt. Solch ein Ehrenschmuck ist der Lorbeerkranz oder der aus hartblättrigem, immergrünem Epheu; den weinseligen Bacchus und seine Zechgenossen kränzt breitblättriges Weinlaub, während die zierliche, sittsam stille Myrte von jeher den schönsten Haarschmuck der jungfräulichen Braut gebildet hat, und der Öl- und Palmzweig an Frieden, auch an den Frieden des Grabes gemahnen, in welcher Beziehung er noch allgemein in Gebrauch ist.

So sind denn die Pflanzen mit ihrer farbigen,

duftigen Blüte auch hier die bevorzugten Vegetabilien, welche wir mit einer Seele ausstatten, aber — auch nur mit einer Seele. Freilich ist dies nur erst die unterste Stufe der Vergeistigung der Natur; aber die Volksphantasie, die ja der Erfinder und maßgebende Schiedsrichter auf diesem Gebiete ist, bringt es noch nicht weiter, als zu dieser niedrigsten und dunkelsten Stufe; und die Blumen ihrerseits bedürfen in ihrer Beziehung zum Menschen noch nichts Höheres, noch würden sie dafür schon empfänglich sein. Das Volksgemüt beseelt sie daher nur erst mit seinen Gefühlen, indem es diese an die Blumen überträgt, sie aber doch als an den Blumen ursprünglich haftend und von ihnen ausgesprochen sich vortäuscht.

Erst der Dichter geht über diese instinktive Volksphantasie hinaus und schreitet zu der künstlerischen That fort, daß er die bewußtlosen Naturobjekte zur vollen Menschlichkeit steigert, also personifiziert, indem er sie mit den leiblichen und geistigen Vorzügen des Menschen ausstattet, ihnen Vernunft, Gefühl und Willen leiht und sie sogar handeln und sprechen läßt, wie nur wir Menschen es im Stande sind. So wird, was in der Natur als unbewußter Vorgang mit bloßen Kräften und nach Gesetzen geschieht, ein Produkt des Nachdenkens der Geschöpfe, eine frei beabsichtigte und ausgeführte That ihres Willens. Was in der Natur bloßer Zustand, Stillstand, Ruhe ist, erscheint als seliger Frieden, als andachtsvolles Gebet; die bloß mechanische Bewegung wird als freiwilliger Gang oder Lauf, das inhaltlose Geräusch, der affektlose Laut als

seelenvolle Sprache des Innern aufgefaßt. Der murmelnde Quell schwatzt und der stille Wald lauscht andachtsvoll dem Vorüberwandeln Gottes; Winde und Wolken, Stürme und Meereswogen kämpfen wie wutentbrannte Riesen mit einander. Die Lerche trillert ihrem Schöpfer ein Danklied zum Himmel und der Mond weidet, gleich einem Hirten, die weißen Schäfchen der Wolken; die Sonne steigt, ähnlich einer fleißigen Hausfrau, mit dem Strickstrumpf hinter dem Berge herauf, und der verblassende Morgenstern flieht, ihr Schelten fürchtend, hinter einem andern Sterne her, in den er sich verliebt hat. (Hebel.) So schaut die entzückte Dichterphantasie alles in der Natur menschlich belebt und vergeistigt — die poetische Auffassung der Natur, welcher die Lyrik ihre meisten und sinnigsten Lieder verdankt.

Dieser Vermenschlichung der Naturobjekte durch die dichterische Phantasie haben sich nun auch gewisse Bäume nicht entziehen können, — die ja sonst der zarten Beseelung widerstreben — und zwar vermöge eines anheimelnden Zuges in ihrem Wesen, für den schon im Gemüte des Volkes eine gewisse Verwandtschaft angelegt war. Solch ein Liebling ist z. B., infolge ihrer imposant gerundeten, breitschattenden Krone und ihres lieblichen Blütenduftes, die Linde. Schon von Natur nicht zum Waldbaum bestimmt, sondern hier und da vereinzelt über die Ebene zerstreut und zu menschlicher Ansiedelung in ihrer Nähe einladend, steht sie gern am äußern Rand des Dorfes oder neben der Kirche, zu der ihre hochrunde Wölbung fast wie das natürliche Gegenbild erscheint, und war von jeher,

besonders wenn sie den innern Dorfplatz schmückt, der einigende Mittelpunkt ländlicher Feste und Tänze, und die Bank unter ihr der Ruheplatz für abendliches Gespräch nach heißem Tagewerk, für süßes Liebesgeflüster u. dgl. Mit diesen Vorzügen ist die Linde von der Dichtung zwar nicht zu voller Menschlichkeit fortgeführt, aber doch als Zeugin und Schirmerin menschlicher Herzensvorgänge öfter besungen worden.

Dagegen ist die Birke ganz ein Zögling des Waldes, fast als scheue sie die profane Nähe der Menschen — mit ihrem weißen Stamm und schlanken Wuchs eine jungfräuliche Gestalt unter den männlich ernsten Bäumen des Waldes. Ihr zierliches Geblätter, das zarteste, das der sprossende Frühling hervortreibt, und die dünnen, schwank herabhängenden Zweige, vom leichten Winde lispelnd bewegt, sind schon dem Auge eine holde Freude und bieten vollends dem sinnigen Gemüte manch sinnvolle Deutung. Weinen die gesenkten Zweige auf ein teures Grab zu Füßen? Oder strecken sie sich, im Winde gewiegt, sehnsüchtig einer entschwundenen Liebe nach? Oder streuen die weißen Priesterinnen mit ihren gesenkten Zweigen, wie mit opfernden Händen, der aufsteigenden Göttin Luna süßen Weihrauch auf den nächtlichen Weg? — wie Göthe tief poetisch des Baumes Wesen deutet. — Jedenfalls hat die Birke etwas Duftiges, Vergeistigtes, einen Idealismus, in den sich die zartesten Gemütsstimmungen, die intimsten Geheimnisse und Vorfälle des Seelen- und Liebeslebens flüchten, als fänden sie hier Verständnis und Trost für ihr unausgesprochenes Glück und Weh.

Solch seelenvolle Auffassung aber ist, wie gesagt, nur Sache des Dichters. Die Volksphantasie ihrerseits ist bescheidener, einseitiger: denn sie spart Mitgefühl und Dankbarkeit für diejenigen Vegetabilien auf, die es am meisten bedürfen und lohnen: für die Pflanzen mit ihren Blüten und ihrem Duft. Ohne Zweifel sind die Pflanzen die lieblichsten Kinder der Natur. So dünn, und doch so schlank und straff steigt ihr Stengel auf; gefällig gerundet und geschwungen sitzen ihm zu den Seiten die schmuckgrünen Blätter, und oben prangt, zart angehaucht oder warm gesättigt und farbenprächtig, die süßduftende Blüte. Ja, frische, fröhliche Naturkinder sind die Pflanzen, Bilder der Schönheit und Anmut zugleich, die ihren eigenen Reiz nicht kennen und sich doch so willig unserer pflückenden Hand darbieten, so oft es gilt, eine glückliche Brust, ein verehrungswürdiges Haupt oder festliche Räume mit dem Schönsten zu schmücken, was die Erde trägt.

Und bei alledem — wie ahnungslos und anspruchslos stehen sie da, wie geduldig und schutzlos allem Ungemach still haltend, das Sonnenbrand und Regengüsse oder böse Menschen ihnen anthun — hat das nicht etwas Rührendes? Ruft diese Armut, diese Hilflosigkeit nicht unser innigstes Mitgefühl hervor? Und hat dies Mitgefühl, hat unsere Dankbarkeit für so viele Liebeserweisungen keinen Dank, keine Gegenliebe? Können wir für die Armen nichts thun, ihnen die Wohlthaten nicht vergelten? — Daß wir an ihnen bloß unsere Freude haben, sie nur in Schutz und Pflege nehmen, genügt uns wie ihnen nicht: denn das hebt sie

immer noch nicht über ihre Niedrigkeit hinaus. Aber daß wir ihnen selbst Liebe zuschreiben, wie sie uns gegen sie beseelt, daß wir ihnen die Wärme unseres Herzens, den Adel unserer Gefühle leihen, sie also mit dem Gotteshauche einer Seele ausstatten — das ist eine That, die sie hoch ehrt und fast zur Würde unserer Menschlichkeit erhebt; und zugleich ist es dasjenige, was dem Wesen der Pflanzen am meisten entspricht, ja wonach sie gleichsam selbst verlangen.

Die Pflanze ist das erste individuelle Leben der Natur am Boden, die erste selbständige Einzelgestalt, zeigt aber das Leben auch nur erst in seinen Anfängen, gleichsam noch in der Knospe, im Mutterschoße beschlossen, ohne daß es schon sein Inneres nach außen werfen, äußere Einwirkungen schon selbstthätig in sich hereinnehmen und verarbeiten könnte, also ein Leben, das erst noch werden will, das erst erwachen muß, ein Leben noch im Schlafe, im Traume — ähnlich einer bewußtlosen, naiven Kindesseele, in der der entwickelte Mensch noch unentfaltet ruht. Das ist aber ganz das, was wir als Seele auch in uns tragen, wie sie den untersten Lebensgrund aller Geschöpfe und auch den dunkeln Boden unserer bewußten Geistigkeit bildet. Denn auch in unserer Seele schläft das unentwickelte Leben noch in Nacht gebunden, kommt es noch nicht zur lichten Reife der Gedanken, zu frei gewollten, energischen Handlungen: nur zu dunkeln Gefühlen, zu traumhaften Stimmungen atmet das schlafende Leben auf —

und eben diese Ähnlichkeit zwischen dem Pflanzenleben und unserer Seele, diese halbdunkle Dämmerung vor der Tageshelle des Bewußtseins, dieser Schlummer aller künftigen höhern Kräfte — dieser wird für die Phantasie der Anlaß, daß sie auch den Pflanzen eine Seele und die dunkeln Bewegungen auf dem Grunde der Seele, also Gefühle und Stimmungen, zuschreibt.

Nur diese Seite unseres Wesens, eben die Seele, das Gemüt, das ebenso still und traumhaft, ebenso tief und dunkel verhüllt ist — nur dies entspricht den still und stumm am Boden stehenden, ahnungslos duftenden und erfreuenden Pflanzen; und die Beseelung ist daher der Akt der Idealisierung, wodurch wir die Pflanzen zu höherer Würde steigern, zur Würde einer gewissen Ähnlichkeit, einer gewissen Gleichstellung mit uns erhöhen, so daß sie nun auch teilnehmend und verständnisvoll für unsere Zustände erscheinen. Was uns erfreut oder betrübt, was wir Beglückendes hoffen oder als verloren beweinen; was nur erst schüchtern im Herzen sich regt und der Mund noch nicht auszusprechen wagt; wofür das übervolle Herz nicht Worte findet und was ein zweites Herz doch wissen und mitfühlen soll — all diese Geheimnisse vertrauen wir sinnig den stummen Pflanzen und ihrer Blüte, daß sie sie still bei sich bergen oder weitertragen an solche, die wir lieben und nicht selbst erreichen können.

Aber die Volksphantasie ist — als wüßte sie, daß sie ihr Bestes gibt — auch wählerisch mit ihrer Beseelung. Von ihrem gesunden Sinne für einfache Schönheit,

für edle Form und Farbe geleitet, hebt sie aus der Masse der Blumen nur die schönsten und sinnvollsten heraus, die es wert sind, daß wir unsere Gefühle, diese teuersten Geheimnisse der Brust, ihnen anvertrauen. Mit andern Worten: die Pflanzen müssen gewisse Eigenschaften an sich tragen, an welche die beseelende Phantasie anknüpfen kann, Eigenschaften, in denen die ihnen zugeteilte Bedeutung, die Empfindungen und Stimmungen, welche sie aussprechen sollen, schon halb vorgebildet liegen.

Und diese Eigenschaften, als Bedingungen für die Beseelung, können nur entweder Gestalt und Charakter der Pflanzen im Ganzen, oder Form und Farbe der Blume allein sein; besonders letztere beiden Eigenschaften kommen fast ausschließlich in Betracht. Nur was in einer dieser beiden Seiten seine Begründung findet, hat auf diesem immerhin phantastischen Gebiete instinktiver Volkserfindung ein gewisses Recht für sich, hat Anspruch darauf, in der „Blumensprache" Berücksichtigung zu finden, alles übrige ist aus der Luft gegriffene Willkür und Zufälligkeit ohne sachlichen, wissenschaftlichen Wert. Und dessen ist hier allerdings bei weitem das meiste: der Zwang einer objektiven, in der Sache selbst liegenden symbolischen Berechtigung ist nur bei ganz wenigen Pflanzen und Blumen nachweisbar.

Durchläuft man die kleinen, alphabetisch geordneten Wörterbücher der „Blumensprache", wie die Spekulation sie dutzendweise auf den Markt schleudert, so bekommt man den Eindruck, als ob die meist ungenannten Verfasser die ganze Botanik für ihre Zwecke haben einschlachten wollen,

um in allen vorkommenden Fällen Auskunft geben zu können. Denn da findet fast ohne Ausnahme jedes Unkraut und Küchenkraut, jede Kartoffel und jeder Kohlkopf seine Deutung; selbst das trivialste und häßlichste genießt die Ehre einer Symbolsprache, welcher die absoluteste Sinnlosigkeit an der Stirn geschrieben steht, am widerspruchsvollsten dann, wenn sie sich in Verse, stellenweise in allverehrte Dichterworte kleidet. Ein wie äußerliches Getändel muß bei den meisten Menschen die Liebe sein, wenn sie sich dieses Blödsinns als Dolmetschers bedient! Aber auch solche Blumen, deren Deutung ein altes Herkommen im Gebrauche der Völker oder die Sanktion der Bibel für sich hat, sind ohne Bürgerrecht in der Blumensprache, wenn sie der innern Begründung entbehren, die, wie gesagt, schon in ihrer äußern Erscheinung, der Gestalt oder der Farbe, gegeben sein muß.

Am wenigsten mitsprechend bei der Symbolik der Blumen ist ihre Form, weil sie, auf wenige einfache Typen beschränkt, auch nur eine geringe Deutungsfähigkeit besitzt, und zwar nur eine ganz allgemeine, keine bestimmte Herzensbeziehung auf eine zweite Person. Die rundliche Kugelgestalt der Rose, des Schneeballs, der Päonie, Georgine u. a. bietet zwar ein Bild der Fülle, der Geschlossenheit, der innern Befriedigung, die kein Streben nach außen hat und von außen nichts bedarf; ja bei der Rose mit konzentrisch gedrängter Blätterfülle nach der dunkler und tiefer werdenden Mitte zu, wird das sinnige Gemüt vielleicht etwas wie Abgrund ahnen, in den die beglückte Liebe welt-

vergessend versinkt; aber einen bestimmten Sinn hat die rundliche Blüte keinen. Dasselbe ist der Fall mit der leeren Kelch- und Glockenform, die eher bedürftig erscheint, gleichsam als verlange sie nach füllendem Inhalt durch uns, ferner mit der flachen Teller- und Sternform, die man allenfalls als Offenheit oder Wahrhaftigkeit deuten kann. Und vollends die kleinern und künstlichern Blüten von zierlicher, aber unentschiedener Form, wie die Lippen-, Rachen- und Schmetterlingsblüten, entziehen sich jeder sinnvollen Deutung.

Mehr Charakter hat schon die Gesamtgestalt der Pflanzen in Verbindung mit ihrem Standort. Der Stolz, die selbstbewußte Pracht bei hohem Wuchs, die Bescheidenheit, die Demut bei kriechend niedrigem oder verstecktem sind augenfällige, allgemein anerkannte Eigenschaften. Das in der Blüte unscheinbare Veilchen verdankt ja, abgesehen von seinem Duft, nur seiner Verborgenheit die Beliebtheit besonders bei weiblichen Herzen und so manche Verherrlichung durch die Poesie.

Erst die Farbe der Blumen, die ja auch physiologisch der reifste Abschluß ihres organischen Lebensprozesses ist, offenbart den tiefern Sinn, den die beseelende Volksphantasie ihnen mehr oder minder zutreffend beigelegt hat. Daß aber die Farben überhaupt eine Deutung für gewisse sittliche Verhältnisse bekommen konnten, verdanken sie ihrer Intensivität, ihrer Sättigung, die physiologisch als das Produkt der innern Mischung und Durchkochung ihrer Säfte an der wärmenden Sonne aufgefaßt werden

muß, und die daher im organischen Naturleben dasselbe ist, was die äußern Lebenserfahrungen und innern Kämpfe sind, an deren Glut die Härte des innern Menschen schmilzt und die seinem Charakter erst sein bestimmtes Gepräge, seinem Gemüte Innerlichkeit und Wärme, seinen Worten Pathos und ergreifende Kraft verleihen. Wenn irgendwo, so liegt in der Farbe die Seele, der geheime Tiefsinn, die verhüllte Sprache der Blumen gegen uns; und der Instinkt der deutenden Phantasie hatte sein volles Recht, aus ihnen eine bestimmte Gesinnung oder untrügliche Gefühlsversicherungen herauszulesen.

Und dabei hat er sich — Dank seiner natürlichen Gesundheit — nur von den Begriffen der Einfachheit und Unmittelbarkeit leiten lassen, die ja den naiven Menschen überhaupt bestimmen. Nur die reinen, einfachen Grundfarben, die klarsprechendsten, unzweideutigsten hat er als die einzig oder vornehmlich bedeutsamen festgehalten: jene also, welche schon im Naturleben im großen entweder über weite Flächen des Weltganzen ausgebreitet oder in der Gottesanlage des menschlichen Organismus vorbildlich ausgeprägt liegen, und welche zugleich unserm Innern als allgemeine Typen gesunder Menschlichkeit und daraus fließender sittlicher Eigenschaften ursprünglich eingepflanzt sind, also weiß, rot und blau — da grün als die allgemeine Farbe der Vegetation nicht in Betracht kommt.

Denn das Grün hat noch nichts von dem, was die übrigen Naturfarben in sich bergen und ausdrücken: nichts von den Wallungen und Leidenschaften des Blutes, die wir

im Rot, seiner Farbe, angedeutet erblicken, nichts von dem fleckenlos reinen Weiß, noch von dem warmen, tiefen Blau. Gleichsam parteilos nach allen Seiten, ist Grün die Farbe der Indifferenz, die niemanden erregt noch beleidigt, vielmehr dem Gemüte seine Ruhe läßt und dem Auge lautere Freude gibt. Nur affektlos kühl schleichen die Säfte des Pflanzenlebens unter dem unschuldigen Grün der Stiele und Blätter dahin, das eben wegen dieser wohlthuend besänftigenden Kraft die allgemeine Naturfarbe ist. Und hierzu tritt noch die andere erfreuende Eigenschaft, daß das Naturgrün nach jedem herbstlichen Absterben im nächsten Frühjahr von neuem aufsproßt und durch dies nie ausbleibende Wiederkommen auch Träger jener Stimmung geworden ist, die sich aus Täuschung oder Verlust immer wieder erwartend der Zukunft entgegenstreckt — der Hoffnung, des Vertrauens.

In jenen Grundfarben aber hat der Volksinstinkt wiederum nur diejenigen Beziehungen vorgebildet gefunden, die gleichfalls nur die Fundamente der Sittlichkeit, die Voraussetzungen für alle feinern Lebensbeziehungen bilden: jene ursprünglichen und elementaren Gefühle der Herzensreinheit, der Liebe, der Treue, der Pietät u. s. w., auf die schließlich alle sittlichen Institutionen zurückkommen, und aus denen sich erst die intimern und zartern Verhältnisse zwischen den einzelnen Individuen ergeben: die Ehe, die Familie, die Freundschaft u. s. w.

Das reine Weiß, als die Hautfarbe der kaukasischen Kulturrasse, als die Farbe des innern Auges, worin der

dunklere Augapfel mit der Pupille schwimmt, als die Farbe der Gewänder, worin sich der fromme Glaube die Engel als Boten Gottes und die verklärten Toten des Jenseits vorstellt, gilt nach uranfänglicher Grundanschauung allen Völkern für die Farbe der Reinheit, der Unschuld, der Heiligkeit, und ist daher auch in der Pflanzenwelt der Repräsentant der sittlichen Unbescholtenheit, der jungfräulichen Keuschheit geworden; die durch Christi Wort, — wenn auch in anderm Sinne — geweihete Lilie wird noch heute als Sinnbild dieser seltenen Tugend verehrt. Auch die den Frühling einläutenden Blümchen, Schneeglöckchen und Maililie, haben zu diesem weltpriesterlichen Geschäfte hauptsächlich wegen ihres reinen Weiß die Weihe erhalten; und aus dem gleichen Grunde ist die weißblühende Myrte als Kranz im Haare der Braut das hochgehaltene Sinnbild noch unberührter Jungfräulichkeit geworden. An Zartheit und Sinnigkeit in dieser Beziehung steht ihr die weiße Rose am nächsten — das duftigste Gebilde der Pflanzenwelt, von dem schon das plumpe Wort, womit man es auszusprechen sucht, den Hauch abstreift.

Was die rote Rose zum Sinnbild blühender Jugend und Jugendliebe gestempelt hat, kann nur die Gleichheit ihrer Farbe mit derjenigen des Blutes gewesen sein. Ist nämlich das Blut der innerste Lebenssaft des menschlichen Organismus, von welchem der Bestand des Lebens selbst abhängt, so kann auch nur die Blume mit diesem Rot diejenige Stimmung oder Leidenschaft bedeuten, in welcher das ganze innere Leben seine reifste und schönste Blüte treibt,

seine ganze innere Wärme nach außen ergießt. Und für alle Wärmegrade der Liebe ein treuer Sprecher zu sein, durchläuft die Rose, wie keine andere Blume, alle erdenklichen Stufen und Nüancen des Rot, vom zartesten Anhauch des Matt-Rosa bis zu dem fast dämonisch dunkel gemahnenden Schwarz-Rot. Aber keine einzige unter all den Schattirungen vergißt die Weihe ihrer Grundbestimmung, keine entartet abwärts zum trivialen Küchen-Rot, keine steigert sich effektsüchtig in's grelle, blendende Knall-Rot: alle behalten den himmlischen Adel der Liebe, der innerlich tiefen und übervollen, oder der zart und hold erfreuenden. Warme Sättigung, wie züchtige Verschämtheit blicken lichter oder dunkler aus dem Rot der Rose uns an.

In dem reich nüancierten Rot der Rose ist die ganze Deutungsfähigkeit dieser Farbe erschöpft, keine andere rote Blume hat einen gleich symbolischen Sinn, wenigstens keinen so edeln und tiefen. Höchstens gestattet neben dem Blut noch das Rot des Feuers, als einer weitern Naturfolie, die Deutung auf die Liebe. Erfreuend, wie Liebende ihrer teilnehmenden Umgebung erscheinen, leuchtet auch das Feuer als Licht wohlthuend erhellend über die Welt, deren Gestalten und Farben es überhaupt erst sichtbar macht — ähnlich wie die Liebe, im sichern Besitze ihres Glückes, erst den vollen Blick der Teilnahme für die Schönheit der Welt hat, ja die Welt in dem verklärenden Lichte der eignen Seligkeit schaut. Bedeutsamer aber noch ist die innere tiefrote Glut des Feuers, in der sich die brennbaren Stoffe

ebenso verzehren, wie in der Liebe alle kleinlichen Schwächen und Roheiten des innern Menschen, nach deren Vernichtung sie selber nur um so reiner strahlt.

Am festesten begründet ist das Blau, als Symbol der Treue, in der Bläue des Himmels. Alles, was wandelt und schwindet, liegt unter ihr: das wechselnd grüne und schneeweiße Kleid der Erde, die ziehenden Wolken und verhüllenden Nebel, der nächtliche Chor der Gestirne auf seinen ungemessenen Bahnen, der Zeiten Lauf und der Menschen Geschlechter und Geschicke; das Himmelblau selbst aber hoch oben über allen bleibt unberührt vom Wechsel, wölbt sich unverändert in ewig gleicher Klarheit und hat so den ältesten Völkern geleuchtet, welche kindisch erstaunt zuerst das Auge zu ihm erhoben, wie es noch uns Spätlingen heute in derselben Reinheit lacht — das untrügliche Abbild der Unveränderlichkeit des Ewigen, das ermunternde Sinnbild nie wankender Stetigkeit in der Liebe und Freundschaft.

Unter den Blumen ist einzig das Vergißmeinnicht der Sprecher der Treue geworden, und auch dieses bestätigt und versichert die Treue nicht als etwas fraglos Feststehendes, sondern es bittet nur um treues Andenken und mahnt, als traue es nicht recht, des Scheidenden nicht zu vergessen. Wie? hält man ein vollgiltiges Zeichen für die Treue nicht für nötig, weil sie selbst ja für aller Blicke droben am Himmel geschrieben steht? Oder nimmt das frivole Geschlecht der Gegenwart es auch schon mit der Treue leicht, wie mit andern ernsten Dingen? — Jedenfalls

hat sich die Blumensprache statt an die ernste Treue, mehr an das praktisch allgemeinste, aber auch der Oberflächlichkeit am meisten ausgesetzte Gefühl der Liebe gehalten und für deren tausendfach wechselnde Nüancen die Blumen verwertet; für die schwierige Treue aber ist ihr Wörterbuch äußerst arm: denn andere blaue Blumen, wie die Kornblume, die Hyacinthe und ähnliche sprechen — willkürlich genug — andere und gleichgiltigere Dinge aus.

Bezüglich des Gelb wäre das Licht — sollte man meinen — als das welterleuchtende, allerfreuende Element ein naheliegender Fingerzeig für die symbolische Deutung der betreffenden Blumen gewesen. Es ist aber beachtenswert, daß der Volksinstinkt sich entweder von dieser Farbe stets ferngehalten, oder sie doch nicht in günstigem Sinne gedeutet hat. Geleitet dabei hat ihn wohl vornehmlich die Farbe der Galle, die ja von jeher als Sitz des Neides, der Mißgunst, des Ärgers gegolten hat, sowie diejenige der Leber und ihrer schon am äußern Körper sichtbar werdenden Krankheit. Auch physiologisch zählen ja Leber und Galle nicht zu den edeln Körperorganen; und an das Gelb selbst knüpft sich, wenn man den Goldglanz des Lichtes außer Acht läßt, ebenfalls keine erfreuende Vorstellung etwa von Kraft, Wärme, Frische u. dgl., wie sie den roten und weißen Blumen anhaften. Und so sind denn gelbe Blumen auch in der Blumensprache nur Träger mißliebiger, gehässiger Stimmungen geworden. Eine gelbe Blume, aus Versehen oder Absicht in einen Strauß aufgenommen, erregt von vornherein Widerwillen gegen die Gabe wie den Geber.

Volkstümliches Motiv für die Beseelung.

Nur auf die hier besprochenen Grundfarben von bestimmtem Charakter würde eine rationelle Theorie der „Blumensprache" sich zu stützen und auch nur die durch Form und Farbe charakteristischen Blumen als symbolisch bedeutsam auszuwählen haben. Der Volksinstinkt jedoch, der alleinige Erfinder und Deuter dieser Sprache, hat sich, wie gesagt, von dem rein praktischen Motive der Zweckmäßigkeit und — was unmittelbar daraus folgte — der möglichsten Vielseitigkeit leiten lassen, für alle erdenklichen Vorkommnisse im Liebesleben sprechende Blumen zu besitzen, weil er selbst — auf keine andere Weise zu sprechen im Stande war. Denn dies ist ohne Zweifel das entscheidende und letzte Motiv der Blumensprache: die Unfähigkeit des Volkes, den zarten, aber unklaren Regungen seines Innern Ausdruck in Worten zu geben.

Das Volk ist, weil nicht durchgebildet in seinen Gefühlen, auch nicht tief und fest in der Liebe, schwankend und mißtrauisch in seinen Herzensverhältnissen: alle Augenblicke ein Argwohn des einen Teils gegen den andern, alle Augenblicke ein mißverstandenes Wort und in Folge dessen eine unaufhörliche Übelnehmerei, aber auch ebenso leicht eine Wiederaussöhnung und neue Hoffnung auf Bestand. Für all dergleichen mögliche Wechselfälle nun sucht das Volk, das ja ohnehin nicht sehr redselig und mit der Sprache nur den konkretesten Dingen gewachsen ist, nach Ausdrucksmitteln, und solche hat es am bequemsten in den harmlosen Blumen, die nun statt der Unbeholfenen bei jedem erbärmlichen Anlaß das Wort führen müssen.

Nicht aber auf die berechtigten oder unhaltbaren Motive der Blumensprache kommt es uns hier an, sondern auf die Thatsache, auf das Vorhandensein der Blumensprache selbst, mit der denn doch dasjenige erreicht ist, was wir als die letzte denkbare Stufe der Idealisierung der Natur gesucht und nunmehr erkannt haben; die Beseelung der Pflanzen, resp. der Blumen zu Trägern von Gemütsbeziehungen, zu Sprechern edler Gefühle. Diese Beseelung ist offenbar mehr, als die verschönernde Zucht an den Gewächsen, mehr, als das mechanische Hineinstellen von Schönheitswerken in das grüne Gehege des Gartens: sie ist eine wirkliche Erhebung der betreffenden Objekte aus dem Stande ihrer Niedrigkeit und gewissermaßen eine Gleichstellung ihrer mit unserem edeln Gefühlsidealismus, dessen vertraute Teilnehmer sie dadurch werden. Fast rücken sie auf das gleiche Niveau mit den sonstigen Sendboten und Zwischenträgern unter Liebenden: wir meinen mit den kleinen Kunstgebilden in Wort und Ton, mit dem Gedichte und dem Liede — nur daß sie stummer und dunkler sind, als diese, aber gerade deshalb vielleicht auch deutungsreicher und anziehender. An und für sich bloß organische Gebilde, sind sie nun erfüllt von dem Atem unserer Brust, von der Wärme unseres Herzens und verkünden, was wir ihnen anvertraut, noch einem zweiten Herzen, das so, ohne weitere Versicherung, die Gewißheit unserer Liebe, die Gewißheit seines eignen Glücks erhält.

Dies wenigstens ist die edlere, die ideale Auffassung

der Sache. In der Praxis dagegen und unter den Gebildeten ist die Blumensprache für die ernsten Zwecke der Liebeserklärung zu wenig etikettenmäßig, zu naturalistisch; nur als leichten Scherz, oder als Zeichen des Wohlwollens, der Artigkeit übt man die Sitte, einer verehrten Person eine sinnvolle oder schöne Blume zu überreichen. Auch Briefen fügt man solche als Boten ferner Liebe bei, und der gerührte Empfänger schwellt mit dem warmen Hauche seiner Liebe die vertrockneten und verblaßten wieder zur frischen, vollblühenden Schönheit.

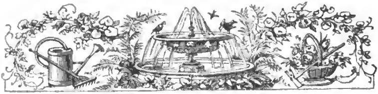
Keine Steigerung über diesen Idealismus der Blumen hinaus ist der Blumenstrauß; vielmehr hat auf ihn wohl nur der Wunsch geführt, eine Zusammenfügung der schönsten und sinnvollsten Blumen als geordnetes Ganzes vor Augen zu haben oder einem verehrten Empfänger darzureichen — nur muß Beides maßvoll, der Zartheit des Zweckes wie der Gabe selbst entsprechend geschehen: denn die Schönheit hat den Eigensinn der Zurückhaltung, nicht Luxus mit sich treiben zu lassen, sich nicht an Unwürdige wegzuwerfen. Dies aber geschieht, wenn man die schönsten Blumen zum Riesenbouquet — fast bis zur Größe eines Wagenrades! — zusammenhäuft und noch obendrein in einen zierlich geschnitzten Papiermantel einschnürt. Denn hierbei kann sich der Blick an keiner einzelnen Blume erfreuen, das Gemüt keine bestimmte Gesinnung aus der Gabe herauslesen: über eine Menge ausgesucht schöner dahinschweifend, gelangt es zu keinem Eindruck, zu keiner Befriedigung. Die Schönheit geht an ihrem eignen Über-

maß zu Grunde, der Zweck der anscheinend sinnigen Gabe schlägt in sein Gegenteil, in eine Formalität des Anstandes, in Plumpheit um.

Wie viel zarter und sprechender ist dagegen, trotz seines bäurischen Mißbrauchs, der duftige Wald- und Feldblumenstrauß, aus dem uns noch die unmittelbare Frische des Erd- und Moosduftes, also der Atem der Natur selbst anhaucht, wie viel entzückender die einzelne Rose an einer jungen, aufblühenden Mädchenbrust, im vollen, dunkeln Haar einer schönen Frau! Ein geheimer Wettstreit entspinnt sich hier zwischen der Blume, die erst durch unsere Deutung zu ihrer seelenvollen Schönheit gelangt, und der Trägerin, die, nicht erst auf Deutung wartend, leibliche wie seelische Schönheit schon von Natur mitbringt — ein Kampf, der nie zum Siege des einen Teiles führt, sondern in der austauschenden Wechselbeziehung beider zu einander den Reiz der Unentschiedenheit behält, die Schönheit beider nur erhöht.

Diese so eben gezogene Parallele bestätigt es schließlich von neuem: die Beseelung ist auf dem Boden des Gemütes das Höchste, was wir an den Blumen vornehmen können, ist unsere idealste That an der Natur überhaupt. Als einen Sturz aus dieser reinen Ätherhöhe der Phantastik zur gröbsten Realistik hinab muß man es daher beklagen, daß die moderne französische Malerei (in den „**fleurs animées**“) die als beseelt nur gedachten Blumen zu leibhaftigen Menschengestalten metamorphosirt und aus den Blütenkelchen freundliche, aber nichtssagende, dumm lächelnde

Mädchengesichter, wie in der Modenzeitung, herausschauen läßt, in denen sich nicht einmal der Charakter der Blumen spiegelt. Das Menschenähnliche, die zarte „anima“ der Blumen, darf nicht wieder zu grober Körperlichkeit verdichtet werden, sondern die Blumen nur in unserer Vorstellung wie eine unsichtbare Verklärung umschweben — die idealste Apotheose der Blumen, eine That des deutschen Volksgeistes, der für solch seelische Akte allein den Tiefsinn der Erfindung, wie den Zartsinn des Verständnisses hat.



Zweiter Teil.

Mit den bis jetzt an der Natur vollzogenen Akten, der Steigerung der Vegetation innerhalb ihrer eignen Sphäre, der Errichtung naturverwandter Kunstwerke und der Beseelung der Pflanzen, ist jedoch die Idealisierung der Natur nur erst zur Hälfte gediehen: ihre bloß sinnliche Frische ist, halb mit ihren eigenen, vegetabilischen Mitteln, halb mit unsern menschlichen Zuthaten, zur ästhetischen Schönheit gesteigert, wie unser Schönheitsbedürfniß sie fordert. Nun sind wir aber nicht bloß sinnlich anschauende, schönheitsbedürftige Wesen, sondern auch logisch, fast möchte man sagen, matematisch organisierte, ordnungs- und einheits-bedürftige. Und für dies Bedürfnis fordern wir, als **zweite Aufgabe der Idealisierung, daß die Vegetation aus der regellosen Zerstreuung ihres Naturvorkommens zur planvollen Anlage geordnet werde,**

wie sie eben der zweiten Seite unseres idealen Wesens, der logischen Vernunft, entspricht.

Diese Anlage aber fehlt unserm schrittweise entstehenden Garten noch. Er ist bis jetzt nur erst eine grün bewachsene Fläche, bis zu einem gewissen Grade verschönt und vervollständigt, aber — noch ungeordnet: wild und bunt steht noch alles in blinder Abwechslung und wirrer Mannigfaltigkeit durcheinander: hier wüste Anhäufung des Wachstums, dort kahle Leere; an einer Stelle struppig aufgeschossener Rasen, dicht verwachsenes, erstickendes Gebüsch, nahe beisammenstehende Bäume auf engem Raume, und an einer andern Stelle Dürre und Öde, so daß man ausruft: „Hier fehlt etwas, hier müßte etwas Blühendes, etwas Hoch- und Vollwüchsiges stehen." So aber darf es unmöglich bleiben, so würden wir keine Freude am Garten haben, ja die Wildnis, auch die verschönte, wäre nie und nimmer ein Garten.

Es muß also in der Masse des Wachstums aufgeräumt, es muß hinausgeschafft und gelichtet, verteilt und geordnet werden: ein klarer, wohlthuender Plan, mit einem Worte, Gesetzmäßigkeit muß sich über die Bodenfläche des Gartens breiten, muß Wege zum bequemen Umherwandeln dahinführen, die Fläche in kleinere Stücke zerlegen und mit Gewächsen, gleichfalls nach einer gewissen Ordnung, bepflanzen, muß Lauben und Ruheplätze herstellen u. s. w. Also die Gesetzmäßigkeit einer vernünftigen, übersichtlichen Verteilung und Anordnung muß in den Garten kommen: jene Gesetzmäßigkeit, die im Grunde

nichts anderes ist, als die Vernunft des Weltgeistes, wie unseres eignen Geistes, übertragen auf Zeit und Raum, auf Stoff und Körper — eine stumme Logik, eine zum Stillstand gekommene Rhythmik des Raumes.

Und eben deshalb, weil sie dem Weltleben im großen, wie unserm geistigen Wesen als gemeinsamer Typus aufgeprägt ist, treibt es uns, diese Gesetzmäßigkeit auch allem, was wir hervorbringen, oder was uns von äußern Dingen gefallen soll, aufzudrücken — auch der Natur, der Vegetation und dem aus ihr zu schaffenden Garten. Dieser Nachhilfe aber bedarf die Natur mehr, als wir für unsere Thätigkeit, die ja schon von vornherein geistig und vernünftig ist; in der Natur aber tritt das Gesetz hinter durchkreuzenden Zufälligkeiten an der Oberfläche — und gerade auf diese letztere kommt es uns hier an — fast bis zur Unsichtbarkeit zurück.

Wohl ist das Gesetz der geheime Werkmeister, das von innen zusammenhaltende Gerüst der Dinge, das nur der eindringende Scharfblick des Forschers entdeckt. Am verborgensten, am dumpfsten lastet es auf dem unorganischen Rohstoff des Erdinnern, wo nur tote Massen in riesiger Wucht und Ausdehnung lagern, gärende Kräfte unthätig brüten, unaufgeschlossene Keime dem weckenden Lichte entgegenharren, noch ohne jede Regung nach außen; ohne den leisesten Ansatz zum Leben. Wo nun aber die dumpfe Stoffmasse der Tiefe an die Oberfläche herauftritt, wo das Reich des Unorganischen in die Welt der Organismen übergeht, die aufgerichtete Pflanze und das schweifende

Tier sich als selbständige Einzelindividuen vom Boden lösen und zu vielteiligen Gestalten sich gliedern: da erweicht auch das Gesetz seine Starrheit zu freiern und flüssigern Formen, löst sich zu so unbestimmbar geschwungenen Linien, zu so unberechenbar willkürlichen Bewegungen auf, daß es, kaum noch wahrnehmbar, fast verschwunden und das blinde Spiel des Zufalls alleinherrschend an seine Stelle getreten zu sein scheint.

Wohl herrscht auch in der Welt der Vegetabilien und der Geschöpfe das Gesetz noch, das ja den Dingen überhaupt erst Form und Ziel vorschreibt; aber es läßt in demselben Grade von seiner Strenge nach und nimmt gefälligere Formen an, je freier und selbständiger sich das organische Leben gestaltet. Es wird lockerer, nachgiebiger und schwingt mit den immer zierlicher werdenden Zweigen und Blättern, mit den letzten, immer fadenähnlicher sich aufringelnden Reben und Ranken in das bequemere Reich des absichtslosen Beliebens, der taumelnden Zufälligkeit hinüber, wo kein Zwang mehr die Gestalten in bestimmte Linien einengt, und noch kein eigner Wille ihnen Richtung und Maß vorschreibt. Nur die typische Grundgestalt ihrer Gattung, ihrer Art und Unterart prägt das Gesetz den einzelnen Objekten auf, nur im großen und ganzen hat jeder Baum seine bestimmte Stamm- und Zweigbildung, jede Pflanze ihre bestimmte Blatt- und Blütenform; aber die einzelne Stellung und Richtung aller der Äste und Zweige, die jedesmalige Größe und Rundung der Blätter und Blüten ist Sache des Zufalls, d. h. unberechenbarer,

unerklärlicher Einwirkungen des Bodens und der Atmosphäre, die jedoch für die ästhetische Schätzung der Dinge gleichgiltig sind.

Eben, weil hier im Reiche des elementaren und organischen Lebens der Weltgeist noch nicht als bewußte Vernunft, als zweckvolle Absicht waltet, sondern bloß erst als stoffliche, lebenzeugende Kraft, werden auch die Lebensäußerungen und Lebensgestalten in ihren Ausläufern und Verfaserungen nicht mehr vom Zwange des Gesetzes geregelt und fallen deshalb dem blinden Spiel der Beliebigkeit und Zufälligkeit anheim. In dies ausmündende Naturleben, in diese frei bewegliche Zufälligkeit erstreckt sich also die Kraft des Gesetzes nicht mehr, hier hat die Herrschaft der Zahl, der Regelmäßigkeit, der Notwendigkeit ein Ende; wie ein erstes, leises Regen von Freiheit, wie ein erstes Aufatmen zu ihr gemahnt uns die erste Bewegung, das erste Leben, das hier zu Tage tritt.

Und diese auslaufende Oberfläche des Naturlebens nimmt gerade in dem uns vorliegenden Gebiete, dem der Vegetation, die augenfälligste und erfreuendste Gestalt an: in dem offen daliegenden grünen, bunten Reiche der Pflanzen und Bäume, welches, wie wir oben sahen, am meisten eine ästhetische Auffassung gestattet — gerade in diesem waltet am Ungezwungensten das freie Spiel der auswachsenden und ausschwingenden Beweglichkeit.

Und diese unberechenbar mannigfaltige Zufälligkeit auf diesem Gebiete, diese ganz regellose Stellung der Äste

und Zweige der Bäume, diese bunt durcheinander gewürfelte Abwechslung, womit Gräser und Blumen und Bäume über den Boden, Gewächse und Geschöpfe aller Art über die Flächen der Erde hingestreut sind — diese nie zur Ruhe kommende Mannigfaltigkeit, dies immer wieder Anders- und Neu- und Eigenthümlichsein hat für unsere Anschauung etwas ungemein Erfreuendes, eben weil wir hier auf dem festen Untergrunde des Gesetzes ein erstes, ahnungsvolles Aufatmen zur freien Geistigkeit unserer höhern Natur begrüßen, weil wir hier ein Lebensgebiet vor uns sehen, auf dem nicht wieder die Zahl, die Regel, der Zwang in irgend welcher Form herrscht, sondern dessen holde Verwirrung uns wohlgeschulte Zöglinge der starren Regelrichtigkeit als willkommene Ausgleichung gegen die Logik unseres Menschseins, gegen unser berechnetes, abgemessenes Verhalten wohlthuend anmutet.

Denn mag immerhin der Zufall, dieser Maschinist mit verbundenen Augen, dieser Gott des Wirrwarrs, der die Dinge wie in toller Laune blindlings hinschleudert — mag er immerhin viel Störung, viel Vernichtung und Unglück in der Natur anrichten, das ja auch uns oft schmerzlich genug trifft — bei alledem ist dies seine liebenswürdigste Seite: er streut, von keiner Rücksicht gebunden, lauter Mannigfaltigkeit, Abwechselung, Überraschung auf den Boden und hält uns dadurch in der erfrischenden Spannung, immer Neues, Unvermutetes zu sehen, als wüßte er, daß sein loses Spiel schließlich doch an einem festen Gesetze seine beruhigende Schranke habe.

Nie zu wissen, was wir am Wege oder in der Entfernung zu sehen bekommen werden, immer wieder anderes, abweichendes zu erblicken und so, durch die Unerschöpflichkeit der Erscheinungen, vor der Langweile der Einförmigkeit geschützt zu sein — das ist, wie gesagt, die versöhnendste Seite am Zufall, auch auf dem uns vorliegenden Gebiete der Vegetation. Auch die tausendfach gegliederte Pflanzenwelt, diese zierlich auslaufende Oberfläche des Erdlebens, ist ein Bild holder Regellosigkeit und Zufälligkeit.

Trotz alledem aber ist diese Regellosigkeit nur der Standpunkt der unbewußt schaffenden Natur, nicht aber derjenige unserer logischen Vernunft mit ihrem Verlangen nach Ordnung und Klarheit. Die blinde Naturkraft mag immerhin ihre Gestalten planlos bunt über den Erdboden hinschütten; unser gesetzmäßig organisierter Geist fordert auch von dem, was die Natur schafft, und zumal, was unserm edeln Genusse dienen soll, gesetzmäßige Anlage. Wie daher oben die ursprüngliche Frische der Vegetation uns nur nach sinnlicher Seite erfreuen konnte, wenn wir uns ihr naiv, ohne Reflexion hingaben, so kann jetzt auch die regellos wirre Zerstreuung des Wachstums uns nach unserm tiefern Wesen nicht befriedigen. Vielmehr fordert die angeborene Idealität unseres Innern, wie oben statt der sinnlichen Frische die ästhetische Schönheit, so jetzt statt der zufälligen Regellosigkeit der Vegetation die logische Ordnung, jene Gesetzmäßigkeit, welche der klaren Wohlgestalt unserer Vernunft auch räumlich, sichtbar

entspricht. Für keinen, auch nicht den kleinsten Ausschnitt des Naturlebens, falls er sich als selbständiges Ganzes wohlgefällig darstellen soll, können wir diese logische Planmäßigkeit der Anlage entbehren.

Sollte sich aber in den psychologisch berechtigten Vernunftgebrauch bei Aufstellung der Gesetzmäßigkeit für die Gartenanlage nicht auch ein niedrigeres und doch so verzeihliches, weil echt menschliches Motiv mit einmischen? — Wir meinen ein leises Etwas von der uns allen so nahe liegenden Selbstgefälligkeit und Eitelkeit, oder, stärker ausgedrückt, von dem stolzen Selbstgefühl und Überlegenheitsbewußtsein des Menschen über die so still und stumm daliegende Pflanzenwelt? Zumal frühern, weniger zartfühlenden Geschlechtern, wie in der Periode des erwachenden Vernunftprinzips für die Gartenanlage, mag es weit näher, als uns heutzutage, gelegen haben, von der dem Menschen tief eingeborenen Autonomie und Suprematie über seine Umgebung Gebrauch zu machen. Aber selbst abgesehen hiervon, ist das Überlegenheitsgefühl auch bei uns noch ein so natürliches, bei jeder ähnlichen Gelegenheit hervorbrechendes, daß es auch bei Begründung einer gesetzmäßigen Gartenanlage nicht ganz außer Rechnung gestellt werden darf.

Gleichviel nun aber, welche Motive bei der für den Garten unentbehrlichen Gesetzmäßigkeit mitgewirkt haben — eine Notwendigkeit war und ist sie; und die Frage kann nur sein, woher sie genommen werden muß, um den Garten widerspruchslos richtig, geschützt gegen die Einwendungen der Kritik, anzulegen.

Jedenfalls kann die Gesetzmäßigkeit nur von einem der beiden Faktoren, oder von beiden zugleich entlehnt werden, die in der Gartenkunst überhaupt zusammenwirken: der Natur und dem Menschen. Jene liefert das Material und Arbeitsfeld für den werdenden Garten, dieser, der Mensch, ist vermittelst seiner körperlichen und geistigen Kräfte der praktische Bearbeiter der Natur, der Schöpfer des Gartens. Nun sahen wir aber unlängst, daß in der vegetabilischen Natur mit ihren zierlich ausschwingenden Gestalten das Gesetz mehr und mehr in das schwanke Spiel der Zufälligkeiten sich verliert — wie sollte sie also im Stande sein, eine für den Garten giltige Gesetzmäßigkeit aufzustellen? Und der Mensch anderseits, der geistige und denkende, hat zwar Vernunft und Verstand, hat Schönheitssinn und Geschmack; aber diese Vermögen stehen dem freien Naturleben so wenig sympathisch, zum Teil sogar so fremd gegenüber, daß auch von ihnen eine sachgemäße Gestaltung für das ganz anders geartete Naturleben kaum zu hoffen ist.

Und dennoch kann die Gesetzmäßigkeit von keiner andern Seite kommen, als von den beiden in Rede stehenden Faktoren; und sie kommt in der That auf die Weise, daß jeder der beiden das ihm von Gesetzmäßigkeit etwa zu Gebote stehende zu dem gemeinsamen Werke hergibt: die Natur das ihr zu Grunde liegende Gestaltungsprinzip, der Mensch die in den Raum geworfenen Projektionen seiner logischen, mathematischen Vernunft. Erst wenn die Natur sich als ebenso ursprüng-

liches und zufallerfülltes, wie als planvoll geordnetes Lebensgebiet darstellt, vermag sie unsern idealen Ansprüchen zu genügen. Daß übrigens jene beiden Faktoren sich zu zwei verschiedenen Methoden der Gartenanlage, oder, geschichtlich, zu zwei verschiedenen Stufen herausbilden mußten, jedoch, bei ihrer innern Gegensätzlichkeit, in je einem andern Zeitalter und Volke — französischer und englischer Stil — sei schon hier vorläufig angedeutet.

Zwei andere Eigenschaften der Vegetation können mit dem Gestaltungsprinzipe derselben, als begründend für die Gesetzmäßigkeit der Anordnung, nicht auf gleiche Stufe gestellt werden: die Größe und die Farbe der Gewächse. Denn jede von beiden enthält so Verschiedenes und Wechselndes, daß irgend etwas Festes, eine gewisse Sicherheit oder Einheit, als Basis der Begründung, sich darin nicht entdecken läßt. Hier kann den praktischen Gärtner in jedem besonderen Falle nur das ungeschriebene Gesetz seines Instinkts, sein angeborner Schönheitssinn leiten.

Bezüglich der Größe würde zu berücksichtigen sein, daß sie für den Charakter der jedesmaligen Pflanze nicht zu hochgereckt, noch zu niedrig sei, wie man Beides an manchen Gartenblumen sieht, wenn man sie ohne Zucht sich selbst überläßt, so daß sie nun entweder zu langstengligen Wildlingen aufschießen, oder im Wuchse zurückbleiben und verkümmern. Auch mit den umgebenden Gewächsen muß die Größe jedes einzelnen harmonieren, nach dem Prinzipe stufenweiser Steigerung oder Minderung. Jedoch modifizieren sich, wie gesagt, alle diese Rücksichten in jedem

einzelnen Falle je nach den Umständen, und die Größe selbst bleibt ein sehr schwankender Faktor für die Gesetzmäßigkeit.

Gegen die Farbe der Vegetabilien aber, als gesetzgebendes Moment, spricht noch das ernstere Hindernis, daß es der exakten Wissenschaft, der Optik, noch nicht gelungen ist, die physiologische Grundlage des Materials, d. h. in unserm Falle, das innere Verhältnis der Farben untereinander, ihre Verwandtschaft und Fremdheit quantitativ festzustellen, wie die Akustik es bezüglich der Töne der Musik bereits gethan, indem sie deren Konsonanz und Dissonanz arithmetisch nachwies.

An einem ursprünglichen Naturvorbilde für unsern Gegenstand fehlt es zwar nicht: im Spektrum, dem Farbenkomplexe des Regenbogens, sind sowohl alle in der Natur überhaupt möglichen Grundfarben vorhanden, wie auch deren Reihenfolge typisch festgestellt ist. Aber eben das ist für die Wissenschaft ein noch unerkanntes Geheimnis, ob nur die im Spektrum gegebenen und bestimmt geordneten Farben zu einander passen, oder ob noch eine andere Anordnung derselben ästhetisch berechtigt und für den praktischen Gebrauch statthaft sei. So lange es aber an dieser Erkenntnis fehlt, kann auch die Ästhetik der Gartenkunst nicht an eine Gesetzmäßigkeit für die Anordnung der Blumen und Bäume nach Farben denken.

In dieser Verlegenheit wird man sich denn doch wieder an die Natur halten und deren Farben-Verbindung oder -Scheidung an einer und derselben Blume maßgebend für

die nachahmende Praxis sein lassen müssen — komplementäre und inkomplementäre Farben, — und neben der Natur, wie gesagt, an den eignen unbefangenen Instinkt, der im Grunde doch immer schon die Ahnung der noch unerkannten Richtigkeit und Gesetzmäßigkeit in sich trägt. Was ihn, den feinfühligen, in der Zusammenstellung der Farben grell und schreiend berührt, wird er auch bei seinen praktischen Anlagen vermeiden und nicht, wie es heutzutage selbst bei sonst tadellosen Blumengruppen geschieht, die unglaublichsten Farbenzusammenstellungen wagen, bloß, weil sie neu und überraschend sind. — Übrigens werden wir in unserer Darstellung überall, soweit der Gegenstand es fordert oder erlaubt, die Farbe wie die Größe der Gewächse berücksichtigen.

Betrachten wir zunächst die **Vernunft** als Prinzip der Gesetzmäßigkeit für den Garten.

Was die Vernunft als Spiegelbilder ihrer Klarheit und Ordnung aus sich in den Raum heraussetzt, worin sie sich selbst erfaßt und anschaut, das kann räumlich nur dasselbe sein, was in ihrer denkenden Thätigkeit die bestimmten Begriffe, die klaren Gedanken, die folgerichtigen Schlüsse sind, mit denen sie den von ihr selbst geschaffenen Gebieten, der praktischen Arbeit, der Wissenschaft, der Kunst u. s. w., jene Klarheit und Verständlichkeit gibt, die sie auch Andern faßlich und überzeugend macht. Diese räumlichen Analogien der logischen Begriffe, Gedanken u. s. w. sind, auf das Naturleben angewandt, nicht die geschwungenen, von innerm Leben bewegten Linien, in denen

die blinde Triebkraft der Natur wie im Übermut verschwenderisch zu den Seiten ausschweift, nicht jener Luxus der Biegungen und Rundungen ist es, in deren Spiel die aufwärts ringende Vegetation nach erster Freiheit sucht. Nein, die abstrakte Strenge und Bestimmtheit, die nüchterne Klarheit und Ordnung der Vernunft kann sich räumlich nur in ebenso einfachen und knappen Formen zum Ausdruck bringen, wie die strengen Begriffe, Schlüsse u. s. w. es geistig sind: also in der geraden Linie und deren einfachsten Zusammensetzungen.

Zwar ist die gerade Linie, als die einfachste Projektion der Vernunft auf die Fläche, abstrakt, trocken und tot: denn rücksichtslos straff und kurz eilt sie nur von einem Punkte zum andern, hat aber selbst noch keine Gestalt (im vollen Sinne des Wortes) und birgt noch kein Leben in sich, sondern ist nur ein Grundelement zu werdenden Gestaltungen. Aber eben wegen dieser passiven Beziehungslosigkeit ist sie auch die Urform aller Einfachheit und Regelmäßigkeit, aller Bestimmtheit und Klarheit; und räumlich ist sie die Grundlage alles Liegenden und Stehenden, die Bedingung des statischen Gleichgewichts der Körper und Stoffe: nur auf ihrer Basis steht alles fest, erhebt sich alles gerade auf, und das Flüssige kommt nur in ihr zur Ruhe.

In der Verbindung der wage- und senkrechten Linie zum rechten Winkel wird sie die Umfassung für alle Polygone, Quadrat, Rechteck, Sechseck u. s. w., für Räumlichkeiten, Wohnungen, Geräte u. s. w., ja für den Garten

im ganzen selbst, dessen innere Mannigfaltigkeit an Blumen, Gebüschen, Ruheplätzen u. s. w. die einfachste und kräftigste Umschließung nach außen, also eine viereckig geführte Mauer, Geländer, Hecke u. s. w., fordert. Und in freierer Zusammensetzung bilden sich aus der geraden Linie künstlichere Figuren, wie Kreuze, Sterne, Fächer, Kelche u. dgl., deren Gestalt wir gleichfalls Gefäßen und Schmucksachen, also Dingen unserer Erfindung und Benutzung, vielfach geben. Genug, die gerade Linie und deren einfachste Kombinationen sind die unmittelbaren Ausstrahlungen der logischen Vernunft. Was diese daher, herrschend und gesetzgeberisch, an der Natur ausübt, kann nur in der Streckung der geraden Linie sich dahinziehen; und was sie von weitern Formen aus eigener Erfindung ihr hinzufügt, können gleichfalls nur jene geradlinigen, regelmäßigen Figuren sein.

Wo endlich die logische Geradlinigkeit, von der horizontalen Fläche aufwärts, den Anstieg in die Höhe versucht, oder an den Gestalten in der Höhe etwas vornimmt, kann sie beides gleichfalls nur vermittelst der geraden Linie bewirken. Die aus solchen Linien nach oben sich ergebende Schrägung ist, wenn sie von mehrseitiger Grundfläche aufsteigt, die Pyramide, wenn von kreisförmiger, der Kegel — beide in der Projektion auf die Fläche sich dem Auge als Dreiecke darstellend. All die genannten Linien und Formen sind, so wenig sie mit dem Naturleben harmonieren mögen, doch die Grundzüge derjenigen Gesetzmäßigkeit, welche die Vernunft dem Naturleben aufzwingt.

Bei ihrer Durchführung jedoch ist die logische Gerad-

linigkeit als Prinzip den Ausübenden selbst nicht in seiner abstrakten Geistigkeit zum Bewußtsein gekommen, sondern hat sich in eine konkretere Gestalt, nämlich in ein Vorbild aus der Kunstwelt gekleidet, das bereits an Ort und Stelle vorhanden war, und an das die zu schaffende Gartenanlage um so leichter anknüpfen konnte, als der Schöpfer jenes Werkes auch zum Begründer der neuen Gartenanlage ausersehen war.

Der Baumeister König Ludwig's XIV. von Frankreich, Lenôtre, der bereits den königlichen Palastbau in Versailles ausgeführt hatte, legte (1680) den Gärten des Königs, in Ermangelung eines Naturvorbildes, dieselbe Gesetzmäßigkeit der geraden Linie und des rechten Winkels zu Grunde, auf welche jenes Gebäude, wie jede bauliche Konstruktion, sich stützt, führte den architektonischen Grundriß der langgestreckten Palastmauern, der geradlinigen Korridore und rechtwinklig daraufstoßenden Säle und Kabinette auch an der grünen Bodenfläche durch: das Netz lauter gerader, rechtwinklig sich schneidender Linien spannte sich zwingend auch über die niedere Pflanzenwelt. Auch die harmlosen Blumen sollten den Bann des königlichen Willens zu fühlen bekommen, der Garten im ganzen ein unterthäniges Abbild des unumschränkten Despotismus sein. (Daß jedoch die Geradlinigkeit an der Vegetation auch eine gewisse Berechtigung, wenigstens in der Umgebung des Schlosses, hat, werden wir später sehen).

So durchdringen sich in dieser Gartenanlage — dem französischen Stil — als zusammenwirkende Motive die

politische Idee des Despotismus, von welcher der Lenôtre'sche Palastbau selbst schon ein Abbild war, und die nachgeahmte, auf die Vegetation übertragene Gesetzmäßigkeit dieses Bau's, wozu Lenôtre nach damaliger Auffassung sich gleichfalls berechtigt glaubte; aber dies letztere Motiv, das architektonische oder mathematische, ist das zunächst bestimmende gewesen — „ein Herausschreiten der Architektur aus dem Hause in den Garten", wie Fürst Pückler es höchst anschaulich nennt. Unbewußt jedoch dem ausführenden Künstler lag im Hintergrunde die abstrakte Logik der Vernunft und ihrer Geradlinigkeit als letzte Inspiration.

Im weitern Umfange der Kulturgeschichte jedoch, wenn man für seine Entstehung nach tiefern Motiven sucht, würde der französische Gartenstil auf den Rokokogeschmack jener Zeit zurückzuführen sein, d. h. auf die irrige Überzeugung und deren Äußerungen im damaligen Kulturleben, daß die Kunst etwas Besseres, Aparteres schaffen müsse, als die gemeine Natur mit ihren sich immer gleichbleibenden Formen, die man sich schon längst überdrüssig gesehen habe. Die tote gerade Linie müsse, wo sie sich finde, gebogen, die gebogenen Linien der Vegetation stärker geschwungen, gekrümmt, gekräuselt werden, wenn die Kunst überhaupt auf Beachtung Anspruch machen wolle.

So machte man's mit den Linien und Formen der Architektur, so besonders mit dem malerischen Reliefschmuck an Gebäuden und Statuen — der gedrechselte Knauf, der Schnörkel, wurde das Symbol dieser Kunststufe; und ebenso machte man's mit der Kleidung und dem Haar:

man faltete und kräuselte die Chemisettes zu sogen. Jabots, wickelte das Haar zu Locken und Perücken auf, brachte an den Schuhen Quasten und Schleifen an u. s. w. Das Rot der Wangen verstärkte oder ersetzte man durch lügnerische Schminke und klebte sonst noch in's Gesicht Schönheitspflästerchen. Die Gesellschaftssprache des Salons und das altertümelnde Drama der Hofbühne putzte man mit wohlgesetzten Höflichkeitsphrasen und die Opernmusik mit zierlichen Figuren und Rouladen auf.

Dergleichen kleinliche Künsteleien konnte man nun allerdings an den Pflanzen und Bäumen nicht vornehmen; im Gegenteil hatte ja der politische Despotismus mit der Architektur zusammen die geradlinige Knechtung der Vegetation zum Prinzip der Gartenkunst erhoben; aber in der Vergewaltigung der Natur, in der Zustutzung der Gewächse zu ganz fremdartigen, nämlich widernatürlich mathematischen und sogar animalischen Formen trifft doch auch der französische Gartenstil mit dem Rokoko zusammen.

Daß er sich übrigens binnen kurzem bei allen gartenbauenden Nachbarvölkern einbürgerte und bis zum Auftreten des englischen Stils der ausschließliche geblieben ist, erklärt sich einfach aus der wachsenden Vorherrschaft des damaligen Frankreichs über die Staaten Europa's, die sich bekanntlich dieser Überlegenheit stillschweigend fügten. Wie der Zwang, die Gewalt ihn erzeugt hatte, so wurde er wiederum das Zwingende und allein Herrschende, ganz wie der französische Esprit, wie französische Sitten und Moden es wurden.

Aber auch eine direkte und absichtliche Verbreitung des Stils ist nachweisbar. Die Architekten nämlich, in deren Händen auch die Gartenkunst damals noch ausschließlich lag, ermangelten nicht, bei jedem neugebauten Hause zugleich einen Garten im Stil des Hauses anzulegen; die Landschaftsmaler gaben Naturscenen, worin selbst die freie Natur im geradlinigen Stil geschaffen zu haben schien; und die ruhmredigen Schriftsteller Frankreichs bliesen das Lob der neuen Erfindung in alle Weltgegenden hinaus.

So liefen denn im französischen Garten die Wege und Alleen ebenso schnurgerade dahin, wie die Korridore und Gänge des Schlosses und schnitten sich ebenso rechtwinklig, wie die Mauern der Säle aufeinander stießen; geradlinig streckten sich auch sämmtliche Rasenparterre's und Blumenbeete über den Boden; und überdies waren Wege und Beete von glattgeschorenen, steifen Taxushecken, den Mauern ähnlich, eingefaßt. Das Wasser war zu geradgestreckten Kanälen und viereckigen Spiegeln eingezwängt, deren jeder einen eleganten Salonspiegel darstellte. Lüsterne Statuen und exotische Orangerien waren für einen fürstlichen Garten damaliger Zeit gleichfalls ein unerläßliches Erfordernis.

Endlich ergriff die Knechtung selbst den freien Wuchs der Bäume. Sie, die ihre stolzen Zweige mit Wollust in den weiten Äther strecken, glückliche Zöglinge der Luft und des Lichts und Bundesgenossen der Freiheit, wurden zur Ähnlichkeit mit Prachtgebäuden, zu Thoren und Triumphbogen, Kuppeln und Türmen, auch wohl bloß zu

scharfkantigen Dreiecken und Pyramiden zugeschnitten, oder zu Kugeln, zu gewölbten Baldachinen u. dgl. verstutzt — eine in Mathematik und Architektur verwandelte Vegetation. Und um die Barbarei an der Natur zu vollenden, entblödete man sich sogar nicht, die breiten, stolz gerundeten Baumkronen zu vierbeinigen Tiergestalten, zu Vögeln u. dgl. zuzuschneiden.

Für diese, halb von der Architektur, halb von der Politik inspirirte Anlage muß der französische Garten als selbständiges Original angesehen werden, während die altrömischen Kaisergärten, die man sonst wohl als früheste Vorläufer der französischen Regelmäßigkeit bezeichnet — auch Fürst Pückler neigt sich dieser Ansicht zu — nur das mit dieser letztern gemein hatten, daß sie sich gleichfalls um die kaiserlichen Paläste herumzogen und im ganzen nach deren Charakter richteten; nicht entfernt aber sollten sie eine Wiederholung der innern Palastkonstruktion sein, noch die Natur in den Bann des monarchischen Willens schlagen: denn für beides fehlte es dem Altertum an allen Voraussetzungen. Die geniale Schändung der Vegetation ist vielmehr ursprünglich und ausschließlich französische Erfindung.

Diese Originalanlage des französischen Gartens ist in Deutschland in den fürstlichen Schloßparks aus dem vorigen Jahrhundert — sofern nicht der englische Stil seine mildernde Hand dabei im Spiele gehabt hat — noch sichtbar erhalten, z. B. in Nymphenburg bei München, Herrnhausen bei Hannover, Tiergarten und Sans-

souçi bei Berlin und Potsdam, Schönbrunn bei Wien, Ludwigsburg bei Stuttgart u. s. w. Da legt sich — um nur die Grundanlage zu skizzieren — über den freien Platz vor dem Schlosse ein großes, viereckiges Rasenparterre; der Kreuzweg mitten hindurch zerlegt es in vier gleiche quadratische Abteilungen, jede von einer niedrigen, glattgeschorenen Hecke eingefaßt; und im Mittelpunkte der ganzen Anlage erhebt sich beherrschend eine Figurengruppe im Rokokogeschmack, eine imposante Vase, oder eine Grotte mit Springbrunnen. Von dieser Zentralstelle aber führen rechtwinklig oder strahlenförmig nach den verschiedenen Seiten gerade, breite, baumgefaßte Alleen durch den Park, dessen Boden Wiesenflächen und dichter Wald abwechselnd bedecken, letzterer, wo er an den Wegen entlang läuft, als senkrechte Laubwand abfallend.

Auch die schnurgerade gestreckten Durchschläge oder Durchhaue durch den Park kommen auf Rechnung der französischen Geradlinigkeit. Für sie durfte selbst das Walddickicht, die geschlossenste Vegetationsmasse der grünen Natur, nicht mehr undurchdringlich sein, auch sie sollte sich der Überlegenheit ihres königlichen Herrn beugen. Eine geradlinige Lichtung, einer leeren Straße ähnlich, aber ohne Weg, war durch die grüne Wildnis geschlagen und ließ am entgegengesetzten Ende vor dem überraschten Blicke einen malerischen Gegenstand, etwa ein Schloß oder ein Denkmal auftauchen, oder die weit gedehnte Ebene jenseits als blauen Streifen hereindämmern.

Am einfachsten und übersichtlichsten hat sich die fran=

zösische Anlage in den kleinen Hausgärten des bescheidenen Mittelstandes, als Vor- oder Hintergärten bürgerlicher Privathäuser, erhalten, bei Leuten, deren mangelnder Natursinn eine beschränkte Bodenfläche praktisch nach Möglichkeit auszunutzen trachtet: und eben dies gestattet die französische Anlage, weil hier alle Winkel und Ecken in die nutzbare Bodenfläche hereingezogen sind.

Besonders der enge Zusammenhang zwischen Haus und Garten drängt sich in diesen kleinen französischen Hausgärten am augenfälligsten auf. Solch ein kleiner Garten ist in der That nur der Anhang zum Wohnhause, nur die räumliche Fortsetzung desselben in's Freie hinaus, folglich auch abhängig von den architektonischen Verhältnissen des Hauses: die viereckige Gestalt des Gartens, die rechtwinklige Vierteilung seiner Grundfläche, die geradlinigen Beete sind die unmittelbare Folge davon; der Rasen am Hause ist nur der Teppich vor dem Wohnzimmer, die nächsten Wege sind gleichsam die nach außen verlegten Korridore des innern Hauses u. s. w. Selbst wenn der Garten größer ist und sich weiter hinauszieht, muß der dem Hause zunächst liegende Teil die Geradlinigkeit der Hausarchitektur wiederholen: auch der im ganzen englisch angelegte Lustgarten muß am Hause im französischen Stil gehalten sein.

Im übrigen aber ziehen sich im französisch angelegten Hausgarten an der Mauer herum schmale Beete mit Blumen und verdeckendem Gesträuch, dann folgen, nach der Mitte zu, die geradlinig umlaufenden Wege, und die nun folgende viereckige Mittelfläche ist, von dem sie durchkreuzenden Haupt-

wege abgesehen, ganz und gar mit schmalern oder breitern Beeten bedeckt, die entweder Blumen oder Zier- und Fruchtsträucher tragen. Jeder Fußbreit Boden ist hier grün oder bunt bepflanzt, überall wächst etwas oder trägt Frucht — ganz die Art und Weise schlichter Kleinstädter, die den ästhetischen Genuß nicht als solchen, sondern immer nur in der Gestalt materiellen Gewinnes kennen.

Aber auch Gebildeten, wenn es zugleich nüchterne, naturfremde Köpfe sind, sagt gerade die Regelmäßigkeit der französischen Anlage besonders zu, wie sich denn auch aus diesen Kreisen von jeher gewichtige Stimmen für dieselbe erhoben haben. Der natursinnige Gartenfreund dagegen, der nicht so genügsam ist oder nicht so mathematisch organisiert, fühlt sich in dem französischen Zwange unbehaglich. Denn statt beliebig in wechselnder Richtung durch den Garten wandeln zu können, müßte er seine Schritte, fast militärisch steif, immer die schnurgeraden Wege entlang machen, und jede Umbiegung zur Seite müßte, ebenso reglementsmäßig, im rechten Winkel geschehen — ein Exerziermarsch, aber kein Spaziergang mehr.

Selbstverständlich wird auch die Anordnung der Einzelteile im französischen Garten in die gleiche Zucht der Geradlinigkeit genommen, jedoch, ihrem geometrischen Principe gemäß, fast ausschließlich an der horizontalen Bodenfläche. Dabei aber kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß es der französischen Anlage, bei ihrer Naturfremdheit überhaupt, weniger auf die Vegetation, als auf ihre selbsterfundene geometrische Zeichnung ankomme.

Nicht die Gewächse in ihrer Frische und Freiheit will sie sich entfalten lassen, sondern zuerst sich selbst als geradliniges Prinzip zur Geltung bringen, welches die Gewächse in sein unerbittliches Schema zwängt.

Schon die Blumen werden hier nicht, wie sie in der freien Natur draußen stehen, in bunter Unordnung über den Rasen zerstreut, sondern auf schmalen, parallelen Streifen am Boden, den sogen. Beeten, reihenweise geordnet. Um aber die Steifheit dieser Anlage in etwas zu mildern, scheidet man die langen Beete in Abteilungen mit je einer andern Blumenart und stellt zwischen je zwei Abteilungen feinblättrige, kegelförmige Nadelbäumchen — grüne Krinolinen — als Grenzpfeiler. Mit ebensolchen parallelen Blumenbeeten kann man nun auch, wie in dem erwähnten kleinen Hausgarten, die vier Bodenstücke füllen, in die der Garten durch die Kreuzung der beiden Hauptwege zerfällt.

Geschmackvoller und künstlerischer ist es, man füllt diese vier Karré's mit geradlinigen Figurenzeichnungen, indem man verschiedenseitige Polygone, mehrspitzige Sterne, Wappenschilder, Straußfedern, aneinander gekettete Rhomben u. dgl. hineinlegt, jede Gruppe aus einer andern Blumensorte von lebhafter Farbe — in jüngster Zeit aus zierlichen Blattgewächsen. Ähnliche Figuren legt man auch in das viereckige Rasenstück, auf das sich der kleine Vorgarten vor dem Hause mitunter beschränkt. Mit einem ansehnlichen Stern in der Mitte und, falls der Raum groß genug ist, mit kleinern Figuren in den vier Ecken, sieht solch ein Rasenparterre einem Salonteppich mit reichem, buntfarbigem

Stickmuster täuschend ähnlich, einem Teppich, den man vor die Parterrefenster der Wohnung gebreitet hat, so daß der kleine Raum selbst wie ein Natur-Vorzimmer der Wohnung erscheint.

Die Sträucher, die ja höher von Wuchs sind, als die Blumen, buschiger im Laube und weniger edel in der Blüte, — meist gehäuft sitzende, kleinblütige Ähren oder Rispen oder Dolden — die Sträucher können im Garten nur die Bestimmung haben, zwischen den Blumen und den Bäumen die ausfüllende Mitte zu bilden und da einzutreten, wo Blumen zu wenig und Bäume zu viel sein würden, und der Rasen doch nicht kahl bleiben darf. Im Hausgarten an den Wegen entlang hinter den Blumen zu stehen und diesen ein vorteilhaftes Relief zu geben; auf den entferntern Beeten weniger blühende, als nützliche Zier- und Fruchtsträucher; in den öffentlichen Anlagen vollbelaubte, schönblühende Sträucher auf besondern Rabatten reihenweise gepflanzt oder in breiterer Ausdehnung die Wege einfassend, damit die Wandelnden sich immer von Grün, ohne kahle Stellen zu den Seiten, umgeben sehen — dies vornehmlich ist die Bestimmung der Sträucher.

Zwischen den Gebüschgruppen aber müssen, um der Monotonie vorzubeugen und den Gebüschen gleichsam Stützen und Höhepunkte zu geben, sich mäßige Bäume in bestimmten Distanzen erheben, um welche sich die kleinen Trabanten sicher schaaren. Mit der Nötigung endlich, die Umfassungsmauer oder das Geländer rings um den Garten verdecken zu sollen, oder unschöne Winkel des Gartens auszufüllen,

erniedrigt man die Sträucher von ästhetischen zu bloß noch zweckdienlichen Gewächsen und wählt daher zu diesem Behufe die wenigst edeln.

Den **Bäumen** gegenüber ist die Geradlinigkeit am machtlosesten, weil sich in ihnen die laubigste, regelloseste Fülle, die wildeste Freiheit der Vegetation darstellt, die sich daher auch dem Zwange am meisten entzieht. So kann der geradlinige Stil die Bäume entweder nur als parallele Reihen in Distanzstellung, d. h. als **Alleen**, zur Einfassung gerader, breiter Fahrstraßen dahinführen, oder die Bäume in Massenpflanzung, d. h. den **Wald**, den **Park mit ebensolchen geradegestreckten Fahrwegen durchschneiden**, so daß er hier wie von einer grünen Mauer eingefaßt erscheint. Eine anderweitige Anordnung des Walddickichts, etwa zu geschlossenen Baumgruppen mit freigeschwungener, bogiger Umrandung, wäre gegen das Princip der Geradlinigkeit, wäre ein Preisgeben seiner Oberherrlichkeit über die Natur.

Auch den Versuch einer **Erhebung vom horizontalen Boden aufwärts** kann die Geradlinigkeit nicht anders, als wieder nur geradlinig vollziehen. Die **Pyramide** ist es, die sich aus diesem schrägen Aufstieg der geraden Linie von mehreren Seiten zu der gemeinsamen Spitze hinan ergibt, oder, wenn man sich die geradlinigen Seitenflächen der Pyramide zu lauter enger werdenden Kreisen nach oben gerundet denkt, der **Kegel**. Hält man in beiden nur die ansteigende Zuspitzung fest, so sind für sie die **Nadelhölzer** das gemeinsame Naturvorbild, indem

sich an diesen, bei ganz aufrechtem Stamm und nach oben immer kürzer werdenden Ästen, die zugespitzte Kegelform als ursprüngliche Naturgestalt am reinsten darstellt.

Nun liegt es aber, wie gesagt, im Principe der Geradlinigkeit, sich in ihren Bildungen auf die horizontale Bodenfläche zu beschränken; eigene Erfindungen in der Richtung aufwärts vorzunehmen, ja überhaupt in lebensvollen Formen schöpferisch zu sein, hat sie weder Interesse, noch Kraft: daher denn auch die pyramidale oder kegelförmige Blattpflanzengruppe keine französische, sondern eine englische Erfindung ist, da sie nur aus dem kurvischen Principe hergeleitet werden kann.

Das Einzige, was der französischen Geradlinigkeit in der Höhe übrig blieb, war die erwähnte Zustutzung — nicht der schon von Natur konischen Nadelbäume, z. B. des Taxus, sondern der vollen, runden Laubkronen zu Dreiecken oder sonstigen geometrischen Figuren: eine Barbarei an der Vegetation, die gleich bei Beginn ihres Auftretens zu den bewundertsten Kraftstücken des neuen Stils gehörte. Als originelle Neuerfindung, brachte sie diese geometrisch verkappten Bäume natürlich da an, wo sie am meisten in's Auge fielen und als vermeintliche Dekoration des vornehmsten Gartenteils dienten: also in den offenen Rasen- und Bosquetanlagen um das Schloß herum, wo sie in die Ecken oder auf die Ränder gestellt wurden. Nur in fürstlichen Gärten französischen Stils aus jener Zeit haben sich in mißverstandener Pietät derartige gemaßregelte Bäume noch bis heute erhalten, während sie der geläuterte Geschmack im

Principe längst verurteilt und die neuere Gartenkunst sie auch thatsächlich für immer überwunden hat.

In dieser ganzen, hier skizzierten Anlage ist das Princip der Geradlinigkeit, sowohl an der Bodenfläche, wie an den aufrechten Gewächsen konsequent durchgeführt, am strengsten in dem Originalentwurfe Lenôtre's, etwas gemildert in den spätern und kleinern Gärten.

Die Kritik hat nun vor allem die Frage zu entscheiden — und sie hat dies indirekt schon in der bisherigen Darstellung gethan —: hatte die Vernunft, wie es im französischen Stil geschehen ist, ein Recht, eine derartige Herrschaft an der Natur auszuüben, ihre abstrakte Gesetzmäßigkeit der Vegetation aufzuzwingen? Im Anfange — ja, und zwar aus zwiefachem Grunde.

Einmal nämlich war es eine innere Notwendigkeit der beiden im Garten zusammenwirkenden Faktoren, Natur und Mensch, daß sie, wie jeder inhaltvolle Begriff, ihren wesentlichen Gehalt überhaupt einmal zu historischer Wirklichkeit herausstellten: denn nur dadurch kommt zu Tage, was von gesunder Lebensfähigkeit, von innerer Wahrheit den Dingen inwohnt, und was darin unbegründet und deshalb nur vorübergehend ist. Was aber aus dem innersten Drange seiner Idee einmal wirklich wird, also die innere Wahrheit für sich hat, das hat auch ein Recht, so zu werden, wie es je nach den obwaltenden Umständen geworden ist.

Aber auch der Bildungsgrad jener Zeit, wo die Vernunft ihre Überlegenheit an der Natur systematisch aus-

zuüben begann, die damalige Unkenntnis vom Wesen der Natur und der noch gänzlich mangelnde Natursinn leisteten sehr begreiflich dem Glauben Vorschub, daß es dann die zweite Seite menschlicher Begabung, die logische, also die Vernunft sein müsse, womit auch die Natur, wie alle sonstigen Gebiete geistiger Thätigkeit, zu behandeln sei, folglich auch die Vernunft vollkommen befugt, die Natur nach ihren Forderungen zuzurichten.

Den ähnlichen Standpunkt zur Sache nehmen jene scholastischen Ästhetiker und Naturphilosophen späterer Zeit ein, welche die praktisch allbeliebte Gartenkunst einer wissenschaftlichen Behandlung überhaupt für unwert halten und daher eine unbefangene Würdigung derselben nicht einmal versuchen. Gleichfalls noch ohne Natursinn und Mitgefühl mit der Vegetation, dulden sie die mißachtete Kunst höchstens in der ihnen zusagenden abstrakten Gestalt, d. h. wiederum nur als französische Geradlinigkeit, also das gerade Gegenteil dessen, was die Natur ursprünglich ist und auch im Garten bleiben soll.

Beide Umstände, jener dialektische Prozeß und die Stellung jener Zeit zur Natur machen die Berechtigung der damaligen Gartenkunst zur Geradlinigkeit durchaus begreiflich und gestatten uns nicht, einen Vorwurf wegen Anmaßung auf den Künstler zu werfen und eine sentimentale Klage wegen Gewaltthat und Entstellung der Natur zu erheben.

Eine solche Entschuldigung kommt aber uns vorgeschrittenen Zöglingen der Neuzeit nicht mehr zu

gute, die wir, Dank den Segnungen der Reformation und der neueren Wissenschaft, das Verhältnis beider Faktoren zu einander und ihre Wesenseigentümlichkeiten klarer durchschauen.

Die erste Anbahnung hierzu hat allerdings schon jene, die Reformation, gegeben, indem sie die allgemeine Befreiung des Geistes aus der hierarchischen Umnachtung des Mittelalters vollzog und uns so zum erstenmale ein Bewußtsein unserer Menschenwürde, dankbares Lebensgefühl, ungetrübten Blick in Welt und Natur verlieh. Sich dieses neuerschlossenen Weltstoffes erkennend oder nachahmend und verklärend zu bemächtigen, war das nächste Bedürfnis des sich wieder frei fühlenden Geistes, das Aufblühen der Wissenschaften und Künste die nächste Folge davon: auch die Möglichkeit einer naturgemäßen Gartenkunst muß von da an datiert werden.

Aber erst die Naturphilosophie unseres Jahrhunderts hat uns belehrt, daß Geist und Natur Ausstrahlungen des einen Weltgeistes sind, von einer Urkraft beseelt und nach einer Gesetzmäßigkeit geordnet. Und nun erst, auf Grund dieser Erkenntnis, erblicken wir in der Natur ein von der Gottheit erfülltes und geweihetes Reich, in welchem sie noch nicht als bewußter Geist, als sittlicher Wille waltet, sondern nur erst als unbewußte, elementare Lebenskraft, die sich aber eben deshalb noch in voller, ungebrochener Frische, in wildschöner Beliebigkeit und Zufälligkeit ausströmt — genug, ein Reich, das, eigenartig und selbständig, seinem eigenen Gestaltungstriebe, seiner eigenen Gesetzmäßigkeit folgt.

Ist sie aber als ein solches uranfänglich geordnet; ist sie eine Welt, anders, als wir, nicht wieder geistig, reflektirt, zweckvoll berechnet, wie Alles, was wir hervorbringen, sondern bloß stofflich und sinnlich, saftig und frisch, aber ebendeshalb auch noch im Besitze all' der beneidenswerten Tugenden, die wir nicht mehr haben: ursprünglich und gesund, einfach und offen, frei und weit — nun wohlan, so ist dies denn doch auch ihre rechte Gestalt, so soll sie denn doch auch so bleiben, wie sie ist, und keine Kunst darf ihr von jenen Vorzügen etwas rauben, keine sie in ihrem göttlichen Bestande verändern. Dies aber thut die Vernunft, wenn sie die Abstraktionen ihrer Berechnung und Zwecke, wenn sie ihre geradlinigen Projektionen auf der Fläche, Linie, Winkel, Figur u. s. w., der urwüchsigen Natur aufnötigt — zwei Welten, himmelweit von einander getrennt, totfeindlich die eine der andern gegenüber und nie und nimmer miteinander vereinbar.

Sollen dennoch beide, wie es ja im Garten geschieht, in Verbindung treten, so ist dies — wie wir wiederholt nachdrücklich hervorgehoben — nur so möglich, daß beide von der Strenge, von der Ganzheit ihres Wesens etwas ablassen und sich mit nachgiebiger Milderung einander anbequemen: daß also die Vernunft sich nicht wieder auf ihre abstrakten Projektionen steift, sondern für den Naturgenuß auch die dem Naturleben eigene Gesetzmäßigkeit als normativ gelten läßt; und daß ebenso die Natur, statt ihrer regellosen Beliebigkeit, sich in die Gesetzmäßigkeit jener Linien — noch dazu ihrer eigenen — be-

quemt, in denen auch die Vernunft eine ihr zusagende Ordnung erkennt. **Nimmer aber darf die Vernunft das freie Naturleben in ihre leblosen, absolut naturwidrigen Formen schmieden.**

Fürsprecher derselben kann es daher in unserer Zeit, wie in aller künftigen nicht mehr aus Überzeugung, sondern nur noch aus Unkenntnis oder Eigensinn geben; und eine Gartenkunst nach der mathematischen Schablone ist fortan noch weniger möglich, ja ist principiell für immer verurteilt und beseitigt. Wer trotzdem noch Gärten nach dieser Methode anlegt, dem fehlt es nicht bloß an Natursinn: denn dieser würde ihn mitfühlend mit der geduldigen Natur stimmen und sich ihr demütig unterordnen lassen; nein, er verschließt sich auch mutwillig dem allgemeinen Naturgefühl der Gegenwart, in welches die philosophische Aufklärung, wenn auch nur als Instinkt für das Richtige, sich bereits umgesetzt hat.

Für solch' einen Hartherzigen und Verblendeten hat die Natur keine Selbständigkeit, keine Schönheit, die er zu respektieren, der er nur bescheiden nachzuhelfen hätte: nur ein gleichgültiges Arbeitsfeld für seine mechanischen Verrichtungen, nur der widerstandslose Spielball für seine Einfälle ist sie ihm: er aber ist aus dem friedfertigen Herrn der Erde zum souveränen Gewalthaber über sie geworden, der die dem organischen Wachstum völlig widerstrebenden Erfindungen seiner logischen Vernunft, seine aus Berechnung hervorgegangenen geometrischen Konstruktionen mit Linie und rechtem Winkel ihr aufzwängt, der steife Vielecke aller Art, Parallelwege und Wegkreuzungen, geradgestreckte Beete,

Hecken und Alleen als starres Liniennetz über die frisch-grüne Fläche breitet und selbst die keck verzweigten Baumkronen in die Unnatur regulärer Figuren einschnürt — die reine Geometrie an der Vegetation, die vollständigste Mathematisierung der Natur, gegen die aber, wie gesagt, die allgemeine Überzeugung des heutigen Geschlechts in geschlossener Phalanx Protest einlegt.

Wollte man diese Mathematisierung der Natur als berechtigt zugeben, so müßte man auch in den andern Künsten, welche ein von Natur gegebenes Objekt in Behandlung nehmen, z. B. in der Plastik, welche den schönen Menschenkörper zur Statue formt, und noch mehr in der Orchestik und Mimik, welche den Körper in rhythmischer Bewegung, gebundener oder freier, vorführen, die Natur als letztes Vorbild und Richtschnur beseitigen und dürfte nur noch vollkommen symmetrische Statuen, und statt des schön rhythmisierten Tanzes und der in edeln Bewegungen agirenden Schauspielkunst nur die steifen Figuren des Puppenspiels und Marionettentheaters gelten lassen. Was alle diese in ihrer Sphäre, genau dasselbe wäre die mathematisch zugeschnittene Vegetation.

Ja schließlich müßte man, falls nicht mehr die Natur die ursprüngliche Grundlage und maßgebende Schiedsrichterin der Kunstdarstellung sein soll, den logischen und mathematischen Schematismus auf sämtliche Künste ausdehnen. Erkennt man aber eine solche Rücklenkung der Kunst zur abstrakten Logik und Mathematik als Widersinn an, so wird man auch die praktische Gartenkunst fortan nicht mehr in

den widernatürlichen Zwang jener beiden einschnüren, also auch den Garten nicht mehr nach linearem Principe gestalten dürfen.

Wir gehen sogar noch weiter und behaupten: noch weniger, als die genannten Künste, darf die Gartenkunst in mathematische Fesseln geschlagen werden. Denn jene Künste, welche insgesamt den Menschen zur Darstellung haben, stehen vermittelst dieses Stoffes schon von vornherein auf dem Boden des bewußten Geistes, der logischen Vernunft und tragen daher auch die Vernunft als Gesetzgeberin, als Ordnerin der jedesmaligen Darstellung schon in sich. Die Natur dagegen steht, weil rein stofflich und absolut ungeistig, ungleich niedriger, hat nicht schon an und für sich Verwandtschaft mit der Vernunft und daher auch kein Bedürfnis, von dieser ihre Gesetzmäßigkeit zu empfangen.

Ist vielmehr die Natur ein durchaus selbständiges Lebensgebiet, das Geist und Vernunft noch außer sich hat, so muß auch die Gesetzmäßigkeit der Vernunft als etwas der Natur Fremdes erscheinen und darf ihr daher auch praktisch im Garten nicht aufgedrungen werden. Haben wir schon oben alle Projektionen der Vernunft, Linie und Figur, Zahl und Maß, als der ursprünglichen Frische der Natur widerstrebend abgelehnt, so müssen wir dieselben auch jetzt als für die Gesetzmäßigkeit der Natur durchaus untauglich verwerfen.

In Summa: der französische Gartenstil war einmal eine ideelle Notwendigkeit, mußte einmal geschichtliche Wirklichkeit werden und durfte damals für den einzig richtigen

gelten, ganz wie die sonstigen Kulturformen des Rokoko, das er in der damaligen Gartenkunst vertrat. Objektiv betrachtet aber, und für eine geläuterte Naturauffassung ist der französische Stil eine Unmöglichkeit, weil er die Natur nicht in ihrem Grundbestande beläßt, sondern etwas Anderes aus ihr macht, was nicht mehr Natur ist und daher auch keinen Garten, als ein Naturschönes, ergeben kann. Dieser Stil hat nur eine relative Berechtigung gehabt und daher auch nur eine vorübergehende Dauer, weil er keine innere Wahrheit hatte. An seiner Unwahrheit, an seiner Unnatur ist er als Princip zu Grunde gegangen und kann nie wieder zu berechtigtem Leben erwachen. In der Praxis wird man ihn mechanisch noch weiter zur Anwendung bringen; der Sache nach aber und als Kunstschöpfung ist er überwunden und tot.

Wir wenden uns zum zweiten Principe der Gesetzmäßigkeit für die Gartenanlage, zur **Natur**, dem Gegensatz und der Ergänzung des erstern. Diesem Gegenstande geht der Darsteller mit ungleich freudigerer Zuversicht entgegen, weil er sich von vornherein überzeugt halten darf, hier auf dem rechten Boden zu stehen, wo die für eine Naturanlage geforderte Gesetzmäßigkeit allein gefunden werden kann.

Jedoch ist dies gerade innerhalb der Natur nicht leicht. Erfreut und befriedigt sie doch schon durch ihr bloßes Vorhandensein, durch ihren bloßen Anblick und das

Verweilen in ihr; daneben noch eine Gesetzmäßigkeit zu verlangen, erscheint herzlos trocken und unempfänglich für ihre Schönheit. Und selbst, wenn man nach einer Gesetzmäßigkeit in der Natur absichtlich und scharfblickend sucht — wo soll man eine solche finden inmitten ihrer unbegrenzten Weite, inmitten der tausendfachen Mannigfaltigkeit ihrer Gestalten, die nur Bilder des Wechsels, des Reichtums, der Unerschöpflichkeit zeigen? Da ist doch von Plan, von Ordnung nichts zu spüren: und vollends eine so strenge, wie wir Vernünftler sie für unsern Ordnungssinn bedürfen, scheint ganz und gar nicht vorhanden.

Daß trotzdem auch der Vegetation eine Gesetzmäßigkeit zu Grunde liege, wird schon dem Laien klar, wenn man ihn auf die Gleichartigkeit der einzelnen Vegetationsgebiete unter einander hinweist, wenn man ihn aufmerksam macht, wie durch die Pflanzen, die Sträucher, die Bäume, bei aller Verschiedenheit ihrer Einzelgestaltung, doch je ein gemeinsamer Typus hindurchgehe, daß aber schließlich alle wieder einen gleichen Grundzug, einen Komplex bestimmter Eigenschaften mit eineinander gemein haben, die sie sowohl von der formlosen Zerflossenheit der Elemente, wie von der mathematisch abgemessenen Form menschlich geschaffener Werke unterscheiden. Alle sind nämlich organische Erzeugnisse des Bodens, die aus den Stoffen des Bodens und der Luft ihre reichgegliederten Gestalten formen; alle tragen die grüne, einzelne zugleich bunte Farben; fast alle geben einen Duft von sich oder prangen in einer Frische, aus der

sowohl der Erdgeruch der Tiefe, wie ein aufwärts deutender, seelischer Hauch uns anweht.

Prüft man sie aber alle zusammen auf ihre Formbildung, so entdeckt man auch hier eine gemeinsame, einheitliche Gesetzmäßigkeit, die sie einerseits über die starre Linien- und Flächenbildung der Gesteine hinaushebt, anderseits aber noch weit unter dem unerschöpflich flüssigen Wechsel geistiger, also menschlicher Neuerfindung und Veränderungsfähigkeit zurückbleiben läßt. Dies gemeinsame Princip der vegetabilischen Formbildung nun ist der freie Schwung der Linien, oder bestimmter gesagt, die maßvoll gebogene Kurve, und zwar in allen Graden der Schwingung, die zwischen der geraden Linie und der Kreisperipherie nur denkbar sind. In dieser Gestaltenwelt ist also nirgends tote Geradlinigkeit, aber auch nirgends unruhige Winkel- und Ecken- und Zickzackbildung: Alles bewegt sich vielmehr in der wohlthuenden Mitte zwischen beiden Extremen, biegt und windet sich, schlingt und rundet sich wie zum eignen Behagen und zu unserer Freude und Besänftigung.

Diese Linien, in denen sich der straffe Aufschwung, die sanfte Schwellung, die gefällige Rundung des vegetabilischen Naturlebens darstellt, diese immer wechselnde Streckung, Neigung und Windung der Stämme und Stiele, der Blatt- und Blütenränder — das sind die Linien, mit deren Anwendung die nachahmende Gartenkunst ganz im Sinne der Vegetation selbst verfährt, deren Normen ja für sie die allein bindenden sind. Hält sie sich in diesen Grenzen, folgt sie

vertrauensvoll diesen Fingerzeigen, so werden auch ihre freiesten Erfindungen so aussehen, als habe die ursprünglich schaffende Natur sie selbst hervorgebracht.

Gegen diese Wahrheit darf auch der physiologische Botaniker keine seiner rigorosen Einwendungen erheben, daß nämlich keine der in der Vegetation vorkommenden Kurven mathematisch genau sei. Er sagt: keine der scheinbar kreisförmigen Bildungen der Pflanzenwelt ist ein streng peripherischer Kreis, kein Blattrand zeigt eine mathematisch bestimmbare Kurve, an keinem Blatt teilt die Mittelader die Blattfläche in zwei vollkommen gleiche Hälften, an keinem Baumstamm stehen die Äste wirklich symmetrisch einander gegenüber, kein Laubbaum bildet eine vollkommen kugelrunde Krone, kein Nadelbaum eine geometrisch richtige Pyramide u. s. w. — zugleich alles nur bestätigende Beispiele für unsere Behauptung, daß die vegetabilische Gestaltenbildung, da sie nicht von eignem Geiste beherrscht wird, bereits in die Welt der freien Regellosigkeit hinüberfalle, einer unberechenbar freien Linienführung folge. Im Großen und Ganzen aber wird man denn doch die nur annähernd richtigen Kurven der Vegetation, deren Abweichung das Auge ohnehin nicht bemerkt, als wirkliche Kurven ansehen dürfen. Auch der gewissenhafteste Gärtner braucht in der Linienführung seiner Anlagen, z. B. in deren Umrandung, in der Ausschwingung oder Einziehung der Bogen u. s. w., nicht allzu peinlich zu sein, wenn nur die von ihm gewählten Linien die ungefähre Ähnlichkeit mit den Originallinien der Vegetation einhalten.

Allerdings dürfen wir auch die Bedenken nicht unterschätzen, denen das Princip der Kurve unterliegt. Denn eine Kurve ist jede gebogene, von der geraden abweichende Linie, und derartige Linien kann es unzählig viele geben, weil der Grad der Biegung bei jeder ein anderer sein kann. Solch' schwankende Biegsamkeit aber ist nicht dazu angethan, irgend einer menschlichen Gestaltung als feste Norm zu dienen: es fehlt ihr eben jene unerbittliche Strenge, jene einzig mögliche, irrtumslose Streckung oder Biegung, welche zur Gesetzmäßigkeit unerläßlich ist, und die z. B. die gerade Linie für sich hat. Übelwollende können daher mit Recht auf die Verlegenheit, auf die Unsicherheit einer solchen, in lauter Bogen sich dahinziehenden Anlage hinweisen: denn sie vermissen in solch einem zerfahrenen Auseinander und Hin und Her die Gesetzmäßigkeit überhaupt. Ein derartiger Garten erscheint ihnen völlig planlos, und einen solchen anzulegen, würde für den an regelrechtes Schaffen Gewöhnten zur Unmöglichkeit, da das hier waltende Princip der Freiheit dem einseitigen Praktiker gar keinen Anhalt böte.

Demgegenüber muß man aber gerade darauf hinweisen — wie wir soeben gethan —, daß diese freie Gesetzmäßigkeit bogiger Linienführung der bogigen Gestaltenbildung der Vegetation allein entspricht, ja in ihr selbst schon vorgebildet ist und von ihr als die ihr allein gemäße gefordert wird. Die auf diesem Prinzip basirende Gartenanlage hat daher den einen Vorzug — und es ist der höchste, der von einem Garten

überhaupt ausgesagt werden kann — den der Naturwahrheit und mit ihr den erfreuenden Eindruck und den dauernden Bestand.

Nicht also die Kurvenanlage selbst darf angefochten werden, sondern nur das wird in Frage kommen, ob nicht unter all den mannigfaltigen Bogenlinien der Vegetation eine oder die andere sei, welche, bei all ihrem freien Schwunge, doch zugleich jene Unfehlbarkeit, jene Gesetzmäßigkeit in sich trage, die sie fähig machen würde, auch zum grundlegenden Principe der betreffenden Gartenanlage zu dienen. Diese Eigenschaft haben nun unter sämtlichen denkbaren Kurven zwei, die ihren Bogen nach einer absolut unverrückbaren, durch mathematische Formeln genau ausdrückbaren Gesetzmäßigkeit führen, weshalb sie denn auch im Naturleben die ersten, einfachsten Grundlinien organischer Gestaltung sind, in welche die ungebundene Schaffenskraft sich zusammenzieht, und ebenso die weitesten und dehnbarsten Umfassungslinien für jede formsuchende, entwickeltere Lebensgestalt. Zugleich sind beide, auch für das Auge des Laien, die ungezwungensten, gefälligsten und das meiste in sich fassenden Rundungen, mit deren Hilfe also auch dem Garten der umschließendste Zusammenhalt, die überschaulichste und ansprechendste Gestalt gegeben werden kann — der Kreis und das Oval.

Der Kreis ist unter den Kurven dasselbe, was das Quadrat und Rechteck unter den Polygonen sind — die regelmäßigste: überall ringsum vollkommen gleichmäßig gerundet, auf das Befriedigendste in sich abgeschlossen und

durch seine gleichmäßig runde Spannung den meisten Inhalt in sich aufnehmend, so daß er der praktischen Nutzbarkeit, wie dem ästhetischen Schönheitsbedürfnis gleich sehr zusagt: innerhalb seines Umfangs läßt sich das meiste anhäufen, seine Umfassungslinie gibt jeder, selbst der freiesten Gartenanlage, die engste Geschlossenheit.

Jedoch fehlt es anderseits auch dieser Linie nicht an Bedenken. Eine mathematisch so scharf bestimmte Rundung, wie die Peripherie des Kreises, macht, bei all ihrer wohlthuenden Regelmäßigkeit, doch zugleich den Eindruck starrer Leblosigkeit und abweisender Strenge, die mit dem freischaffenden Naturleben, oberflächlich betrachtet, allerdings schlecht harmonirt. „Dieselbe gefällige Rundung, die in sich so befriedigt ruht, erscheint doch auch jeder kleinsten Abweichung, jeder sanften Schwellung oder Einziehung, wie wir sie mit dem Begriffe des Lebens, des warmen, die Natur durchwehenden Atems verbinden, unzugänglich, also auch der Vegetation wenig sympathisch; in den behaglichen Naturgenuß wirft gerade der strenge Zirkel des Kreises, wo wir ihn innerhalb freier Anlagen erblicken, eine verletzende Herbigkeit." So lautet das Urteil desjenigen, der sich bloß an den Augenschein, an den sinnlichen Eindruck hält, ohne einen Blick in die innern Beziehungen der Dinge zu thun. „Die Natur bildet überall in freien Linien und Formen, der Kreis ist das gestrenge Gegenteil derselben, folglich gehört er nicht in die Natur, nicht in den Garten, der doch, auch in der Verschönerung, immer Natur sein soll."

Solch oberflächliche Einwurfe widerlegt jedoch die Natur selbst, wenn sie die Kreis- und Kugelform überall da im großen Weltleben eintreten läßt, wo die Formlosigkeit der Elemente sich zu fester Gestalt zusammenzufassen hat. Der über uns sich endlos dehnende Äther, die den Weltraum erfüllende Luft nimmt für unser, der Begrenzung bedürftiges Auge Kugelgestalt, die halbkreisförmige Wölbung des Himmels an, der mit seinem Rande ringsum am Horizonte auf der Erde aufzuliegen scheint. Das den Weltraum durchflutende Licht ferner ist form- und grenzenlos; aber die leuchtenden Weltkörper selbst mit gesammeltem Licht haben Kugelgestalt. Eine ähnlich unfaßbare Formlosigkeit stellt das Wasser dar, sowohl das ruhig ausgedehnte, wie das strömende und stürzende; wo sich's aber in seine kleinsten Atome, in Tropfen, vereinzelt, zieht sich's gleichfalls in die Kugelgestalt zusammen. Für ihre riesigsten Bildungen, wie für ihre engsten Zusammenziehungen hat die Natur diese Form in Bereitschaft.

Und analog tritt die Form der Kugel im Bereiche der Organismen am Ausgangs- wie am Endpunkte des organischen Lebens auf. Das Samenkorn, der Embryo schließt das der Entwicklung entgegenkeimende Leben in die Rundung der Kugel ein; und dieselbe Form wiederholt sich, wo die Natur unserm Körper seine zartesten und geistigsten Organe, wie das Auge, einsetzt, dessen innerste Teile, Augapfel und Pupille, wiederum Kugelgestalt haben. Ebenso tritt sie am Ende des organischen Entwicklungsprozesses vielfach in dem reifen Kern und dem Saatkorn

wieder in Kraft; und schon die Blüte gerade der entwickeltsten Pflanzen zeigt die Kugel- oder Kreisgestalt. Kaum braucht noch darauf hingewiesen zu werden, daß auch die Sträucher und Baumkronen im Ganzen die Rundung der Kugel anstreben.

Fremd also ist diese Gestalt auch der vegetabilischen Natur nicht. Im Gegenteil ist sie, wenn die Natur sie für die inhalt- und zukunftreichsten Stationen der organischen Entwicklung, für die wertvollsten Organe des tierischen und menschlichen Körpers wählt, sogar eine bevorzugte Linie, eine Linie, zu der sie selbst, wie zu einem ersehnten Ziele, hinanstrebt, die sie selbst, nach all' ihrer Zerstreuung und schweifenden Irre, als Wohlthat, als beglückenden Friedensschluß empfinden würde, wenn sie überhaupt empfinden könnte. Fügen wir ihr also den Kreis ein, wo er seiner natürlichen Bestimmung dient, eine sichere und wohlthuende Umschließung zu bilden, so vollenden wir nur ihr eignes Verlangen, erfüllen ihr gleichsam nur den letzten Wunsch, wozu sie selbst unfähig ist.

Aber auch von unserer Seite, als Bedürfnis des logischen Geistes, ist der Kreis eine Notwendigkeit in der nachgeahmten und verschönten Natur des Gartens. Frei geschwungene Linien, wie die Natur und ebenso wohlgefällige, wie sie, können wir nicht erfinden; vielmehr ist es dem logischen Geiste wesentlich, nur Regelmäßiges erfinden zu können, nur Symmetrisches, Kongruentes, Paralleles zu gestalten, weil er nur in solchen Bildungen seine innere Ordnung wiedererkennt. Quadrate,

Rechtecke, Dreiecke mit zwei oder drei gleichen Seiten sind dem Geiste ein ebensolches Bedürfnis innerhalb der Geradlinigkeit, wie Kreis und Oval innerhalb der Kurven. Hier trifft also das ideale Streben der Natur, wenn man es so nennen darf, mit der Organisation des logischen Geistes zusammen; dessen Bedürfnis nach Klarheit und Einfachheit begegnet sich mit dem Instinkte der bewußtlosen Natur in einem und demselben Objekt: der Kreis ist die gleiche Forderung, das übereinstimmende Produkt beider.

Wo es Zartestes, Edelstes zu umschließen gibt, wendet die Natur ihn an; wo es gilt, eine mannigfaltige Masse von Vegetabilien zu einer größern Anlage zusammenzufassen, oder Vegetabilien aus der Zerstreuung ihres natürlichen Vorkommens zur einheitlichen Gruppe zu sammeln, da wenden wir ihn an, weil wir keine gleichmäßiger geschwungene, gefälligere, inhaltvollere Rundung kennen. Der Rasenfläche eines kleinern Gartens, dem Mittelbeete einer mäßig großen, im Übrigen frei stilisierten Gartenanlage, der engen Umfassung eines einzelnen Bäumchens oder einer Blumengruppe am Boden geben wir die Gestalt des Kreises.

Das elliptische Oval, das man sich als etwas plattgedrückten, in die Länge gezogenen Kreis vorstellen kann, hat nicht die gleichmäßige Geschlossenheit des Kreises rundum, dafür aber eine gewisse Streckung und Schlankheit, die vielleicht lebensvoller oder doch lebensfähiger erscheint, als die unerbittlich starre Kreisperipherie, weil wir uns die Streckung nach zwei Seiten, diese Schwellung und Dehnung

in die Breite, von einer innern, bewegenden Kraft herrührend denken, die auch wir als Thatkraft in uns spüren. Fast sympathisch berührt uns diese geheime Lebendigkeit der Streckung, und auch da finden wir uns von ihr wie von etwas Verwandtem angesprochen, wo sie uns im Garten begegnet: denn jede solche Anlage wächst und dehnt sich scheinbar nach außen, deutet auf noch weitere Fortsetzung, auf immer neuen, noch reichern Genuß. Hat der Kreis die sich unverrückbar gleichbleibende Geschlossenheit für sich, so gibt das Oval das noch menschlichere, sittlich bedeutsamere Bild des Weiterdrängens, der sich mehrenden, wachsenden Ausdehnung.

Wo nun die Gartenkunst von der Ellipse Gebrauch machen wird? — Jedenfalls bei einem Garten, dessen vierseitige Umfassung die Längenstreckung des Rechtecks hat, welchem ja unter den Kurven das gleichfalls gestreckte Oval allein entspricht: denn hier weist auch für die innern Anlagen schon die Gesammtgestalt auf die ovale Streckung hin. Diese geben wir daher der Rasenfläche des Gartens, die bei beschränktem Umfange nur eine ist, ebenso den beiden Rasenflächen, die in einem größern Garten den Boden bedecken. Und dieselbe Ellipsenform wenden wir bei den verschiedenen Blumenanlagen an, die hier und da den Rasen bunt beleben.

Nur bei dem Mittelbeet mit der Blattpflanzengruppe wird man zwischen der oval- und kreisförmigen Gestalt schwanken können. Jene hat die Analogie aller übrigen Anlagen im Garten und dessen Gesamt-

gestalt selbst für sich, so daß man den wohlthuenden Eindruck der Einheit von dem Ganzen und all seinen Teilen bekommt. Die Kreisform anderseits wird sich bei dem Mittelbeet empfehlen, weil dieses denn doch, vegetabilisch wie ästhetisch, die imposanteste Anlage im Garten ist. Diesem konzentrierten Höhepunkte der gesamten Produktionskraft des Gartens, diesem schönsten Teile des Ganzen mit ausgesucht edeln Gewächsen wird man gern eine noch geschloßnere Form, — eben die Kreisform — zu geben wünschen, als schon die Rasenfläche und das Grundstück im Ganzen hat: hält man ja doch den kostbarsten Schatz am wertesten und zeichnet ihn auch durch die geschützteste Umfassung aus.

Die eigentliche Bedeutung beider Kurven für unsern Gegenstand aber liegt in ihrer grundlegenden, die ganze Gartenanlage bestimmenden Kraft: darin nämlich, daß mit ihnen jene Gesetzmäßigkeit gefunden ist, in welcher Vernunft und Natur, Ordnung und Freiheit sich die Hand reichen und so den idealen Garten ermöglichen. Und hiermit findet zugleich der scheinbare Widerspruch seine Lösung, daß die Vernunft ihrerseits Regelmäßigkeit für die Gartenanlage fordere, die Natur aber für regelmäßiges Hervorbringen unfähig sei. Unsere beiden Kurven, Kreis und Oval, enthalten die Lösung dieses Widerspruchs und zwar in der Weise, daß in ihnen einerseits die volle Strenge logischer Gesetzmäßigkeit und anderseits doch der ganze freie Schwung organischer Gestaltenbildung aufrechterhalten ist. So ist der logischen Vernunft das gewährt, was sie als höchstes

Geistesvermögen fordern muß nämlich die Ordnung; und die Natur hat, auch wenn sie der Vernunft ihre Gesetzmäßigkeit als Ausgleichungsmittel darbietet, doch nicht aufgehört, frei gestaltendes Bildungsprincip zu sein.

Und noch ein zweiter Gewinn ergiebt sich aus diesem Kompromiß der beiden Principe: die vollkommene Parallelstellung der hier vollzogenen Ausgleichung zwischen Vernunftstrenge und Naturfreiheit mit der im I. Teil durchgeführten zwischen bloßer Naturfrische und ästhetischer Schönheit. Wie nämlich dort der Natur die Idealschönheit menschlicher Kunstwerke nicht in ganzer Reinheit und Geistigkeit aufgezwängt werden durfte, sondern hinübergeleitet in die Ähnlichkeit mit der Naturentstehung: so auch jetzt nicht die volle Strenge mathematischer Zählung und Messung; vielmehr hat auch hier das strikte Gesetz sich zur bequemern Lässigkeit des in der Natur selbst waltenden Gestaltungsprincipes herabzumildern. Die gerade Linie — und sie wäre ja das Gesetz in striktester Fassung — hat, wie uns die französische Anlage gelehrt, innerhalb der Vegetation keine Stelle. Kurven allein sind die naturverwandten Linien; aber nur die mathematisch genauen bestehen die Probe vor beiden Instanzen, sind logisch und natürlich zugleich. Kreis und Oval gestatten regelmäßige Anlage und machen doch zugleich den Eindruck, aus der freien Spontaneität des Naturlebens hervorgegangen zu sein.

Wollte man sich unter den mathematisch regelmäßigen Kurven noch nach weitern umsehen, mit denen die geschwungenen Linien der Pflanzenwelt, besonders die der Blattränder

übereinstimmen, so würden die Hyperbel und die Parabel, die ja nahezu die Biegung der Ellipse haben, zunächst in Frage kommen. Aber eben wegen dieser fast völligen Gleichheit dürfen sie denn doch wohl auch als wirkliche Ellipsen angesehen und das von diesen Geltende auch auf jene beiden angewendet werden; bei ihrer praktischen Anwendung im Garten vollends würden die einen von den andern gar nicht zu unterscheiden sein.

Eine weitere in der Vegetation auftretende Kurve ist die Wellenlinie, die als Verdoppelung oder Wiederholung der einfachen Kurve gefaßt werden kann, weil sie abwechselnd auf- und abwärts schwingend sich dahinzieht. Jedoch auch die hierbei entstehenden Bogen sind nicht streng peripherisch oder elliptisch abgemessene Segmente, sondern beobachten nur die einfache Bewegung der konvexen Wölbung und der konkaven Höhlung, den regelmäßigen Rhythmus von Hebung und Senkung, bald dem Spiel der Wasserwellen sich nähernd, bald zahn- oder zackenähnlich geschnitten, wie der Blattrand bei einigen Arten der Eiche.

Aber wir befinden uns hier — dies wolle man sich für diesen und alle analogen Fälle gegenwärtig halten — auf dem Boden der freischaffenden Natur, nicht der logischen Wissenschaft oder der technischen Fabrikation. Und da genügt es vollständig, wenn die von der Gartenkunst angewandten Linien, besonders bei Führung der Wege und Umrandung des Rasens, überhaupt nur gefällige, den Naturlinien ähnliche Bogen sind, kreisförmige oder freigeschwungene, wie Ellipse, Hyperbel u. s. w. Nur nicht den

Zwang der Geradlinigkeit, des Zickzack und dgl. wollen wir sehen, sondern überall zwanglosen Schwung und Wurf, der uns wie freie Natur anmutet.

Die auf dem kurvischen Princip beruhende Anlage führt nun die Bogenlinie an allen Teilen des Gartens durch, am Rasen und den Wegen, wie an den aufwärts gerichteten Gewächsen.

Uns von vornherein den vollen Eindruck der freien Natur zu geben, breitet die kurvische Anlage über die ganze Bodenfläche des Gartens den grünen Rasen, diesen freundlichen Untergrund alles Wachstums, diesen alten, lieben Tummelplatz unserer glücklichen Kinderspiele, diese einladende, immer bereite Stätte für behagliches Wandeln. Aber nicht mehr ist es der traute Grasplatz vor dem Dorfe, nicht mehr die heimatliche Wiese bis hinab zu den Weiden am Bach, wo Kühe und Schafe friedlich neben uns grasten: es ist der Rasen des Lustgartens am Hause — und der hat schöneres Gras und sieht vornehmer aus; und vor Allem ist er, um neben seinem Naturcharakter auch als Kunstanlage zu erscheinen, von einer jener beiden Bogenlinien umgrenzt, welche ihn vollends als ein wertvolleres Stück aus der weiten Natur herausschneiden.

Ist der kleine Hausgarten quadratförmig, so empfiehlt sich für ihn der Kreis als Umfassungslinie des Rasens; ist er dagegen rechteckig und mit seiner Längenrichtung in die Breite oder nach hinten gestreckt, so runden wir ihn zum länglichen Oval; und zieht er sich noch weiter hinaus, so legen wir, wie gesagt, passend zwei solch ovale

Rasenflächen über den Boden, von denen die vordere, dem Hause zunächst, die größere sein wird, die hintere, nach dem Gesetz der Perspektive, ein wenig kleiner, und auch, um Einförmigkeit zu vermeiden, ein wenig freier geformt.

Durch den Rasen aber ziehen sich die freigeschwungenen Wege zum Lustwandeln und zerlegen den strengen Kreis oder die Ellipse in kleinere Rasenstücke von so freier Bogenführung — jedoch maßvoll, und nicht unruhig —, daß die einfache Kurvengestalt des Rasens nur noch ganz im Allgemeinen erkennbar hervortritt. Was hierbei zwischen der einen oder den beiden Rasenflächen und der Umfassungsmauer des Gartens unbenutzt bleibt, muß vor Allem für den umlaufenden Weg freigelassen werden. Dieser aber darf sich im kurvischen Garten nicht etwa geradlinig dahinstrecken, wie die parallele Mauer es zu fordern scheint; sondern auch er muß sich im Anschluß an die vorspringenden und zurücktretenden Bogen des Rasens in denselben sanften Schwingungen dahinziehen; selbst die schmalen Rasen- und Beetstreifen unmittelbar der Mauer entlang müssen noch die Biegungen jener ungezwungenen Wellenlinie des Rasens wiederholen.

Die durch den Rasen laufenden Wege selbst anlangend, wird der Gärtner sich hüten müssen, zu viele solche, zumal im mäßig großen Garten, anzubringen, weil sie die Rasenfläche in lauter kleine Fetzen zerstückeln würden. Ebenso wird er zwei Wege nicht zu nahe neben einander und noch weniger parallel miteinander führen dürfen, als sollten sich

die Wandelnden gegenseitig kontrollieren: der Genuß unbelauschter, still sinnender Einsamkeit im Grünen wäre damit vernichtet. Wohl aber wird er dafür sorgen, daß die Wege stets eine unvorhergesehen freie Richtung einschlagen: hier verlieren sie sich im Gebüsch, dort kommen sie unvermutet wieder zum Vorschein, werden, nachdem sie abermals verschwunden, an einer entferntern Stelle von Neuem sichtbar u. s. w. So erwecken sie dem Wandelnden die angenehme Täuschung, der Garten sei größer, als er wirklich ist, und halten ihn stets in der gelinden Spannung der Überraschung.

Bei Anordnung der Gewächse nun macht der kurvische Stil, neben der Horizontalstellung auf der Bodenfläche, von seiner geschwungenen Linienführung noch eine zweite Anwendung, die dem linearen Principe versagt blieb: das ist der allmähliche, entweder bogige oder geradlinige Anstieg der Gewächse aufwärts, woraus sich dann konvexe und pyramidale Bildungen ergeben — jedenfalls ein dankbares Feld der Originalerfindung, da der an sich schon lebensvolle Garten hierdurch noch reichere Abwechslung und erhöhten Reiz erhält. Für die erforderliche Gesetzmäßigkeit aber stellt die Natur selbst auch hier dankenswerter Weise Vorbilder und Fingerzeige auf, welche die sonst vielleicht ratlose Kunst getrost maßgebend für ihre Praxis wird sein lassen dürfen.

Schon die einfache Gestalt der Gewächse deutet auf ihre Höhe-Anordnung durch die Kunst hin. Als dünner Keim und Stengel nur an einem Punkte dem Boden ent-

steigend, breitet sich jede Pflanze und jeder Baum lebensfroh in Luft und Licht zu den Seiten aus und faßt sich, gesättigt an Leben, nach oben wieder in die auslaufende Spitze verengend zusammen — die schräg ansteigende Kegelform und die rundliche Wölbung sind hier vorgebildet. Und die analoge Wahrnehmung machen wir, in erweitertem Maßstabe, an der Pflanzenwelt im Ganzen, wenn sie aus Moos und Gras, aus Blumen, Sträuchern und Bäumen eine ebenso ansteigende Stufenleiter kleiner und immer höher werdender Gestalten aufbaut. Diese von der Natur vorgezeichnete Anordnung zieht nun die Kunst nur in engere Dimensionen zusammen, wenn sie ihren bezüglichen Anlagen die gleiche Gestalt, die der Wölbung oder des Kegels giebt.

Aber auch der organische Lebensprozeß leitet die Praxis auf das gleiche Verfahren. Mit dem Begriffe des Lebens verbinden wir nämlich, nach allgemein menschlicher Anschauung, nicht bloß die Vorstellung des ruhigen Vorhandenseins lebender, atmender, sich bewegender Geschöpfe, sondern, tiefer noch, die Vorstellung eines innern Dranges nach außen, einer nie ruhenden Triebkraft, die, nach dem organischen Gesetze schrittweiser Entwickelung, anfangs klein und schwächlich zu Tage tritt, dann an Größe, Stärke und Wohlgestalt zunimmt und endlich, nachdem sie den Höhepunkt ihres Maßes und ihrer Schönheit erreicht hat, den rückläufigen Weg der Abnahme, des Welkens und Absterbens einschlägt.

Was wir hier in der Zeit nacheinander geschehen

sehen, übertragen wir, nach der gleichen Grundanschauung, unwillkürlich auch auf den Raum, die Fläche, also auf das Nebeneinander und fordern, daß die uns zunächst stehenden Gewächse im Garten, gleichsam die Anfänger des pflanzlichen Lebens, die kleinsten seien, die hinterwärts folgenden größer und schöner, die noch entferntern aber wieder niedriger und zierlicher werden. Auch aus dieser Auffassung vom Leben ergiebt sich die sich hebende Schwellung, die bogig ansteigende und sich senkende Wölbung. Und von ihr wird die Gartenkunst Gebrauch machen, wo sie, wie auf den Beeten oder in selbständigen Gruppen, Blumen oder Gebüsche in größerer Anzahl und zu gesteigertem Eindruck zusammenstellt. Beete und Bosquets werden am Vorderrande die niedrigsten, in der Mittelreihe oder im Mittelpunkte höhere und die höchsten Blumen und Sträucher haben müssen, und die hintern verkleinern sich wieder, wie die vordern.

Kegel und Pyramide ihrerseits entspringen demselben Lebensprozesse im Ganzen, jedoch mit dem Vorzuge, daß sich in ihnen das Leben noch energischer, zeugungskräftiger zusammenfaßt, die Produktionskraft des Bodens sich hier an einem Punkte, in einer Gestalt zur höchsten Leistungsfähigkeit steigert, ohne die Wiederabnahme nach der entgegengesetzten Seite. Auf diese Weise kommt, mit kleineren Gewächsen beginnend, das alleinige, immer zunehmende Ansteigen zu höhern zur Anschauung, mit dem letzten Abschlusse eines höchsten, allbeherrschenden, über welches die Naturkraft in diesem Falle nicht hinaus

kann. Diese Form wird zur Anwendung kommen, wenn die Gartenkunst ein kräftiges Gegengewicht gegen die im Ganzen flache Vegetation des Bodens, einen hervorragenden Höhepunkt der gesamten Vegetation des Gartens gewinnen will.

Bis hierher hat uns das kurvische Princip sicher geführt. Vermittelst seiner laufen die Wege geschwungen durch den Rasen, und die Rasenfläche selbst ist, auch in ihren Teilen, von ebenso geschwungenen Linien umrandet. Elliptisch oder kreisrund legen sich Blumen und Gebüschgruppen auf die Rasenfläche, und selbst noch aufwärts vom Boden wölbt das kurvische Princip die sonst nur flachstehenden Gewächse zur rundlichen Schwellung oder zum zugespitzten Kegel.

Jetzt aber, wo die innere Anordnung der Gewächse neben- und untereinander festzustellen ist, läßt uns die mathematische Gesetzmäßigkeit der Kurve im Stich, und nur noch der weite und vage Begriff „Gesetz" bleibt uns und setzt uns scheinbar in ratlose Verlegenheit, in welcher Verbindung oder Scheidung, in welcher Aufeinanderfolge u. s. w. die Gewächse zu gruppieren seien. Diese allerdings unbestimmtere Gesetzmäßigkeit aber kann keine andere sein, als diejenige der Qualität, der Eigenschaften der Gewächse, ihrer Größe und Farbe, kurz, der in ihrem Gesamthabitus sich aussprechende Charakter. Dieser aber kann wiederum nur in die beiden Begriffe der Ähnlichkeit und der Verschiedenheit, der Gleichartigkeit und der Gegensätzlichkeit zerfallen, indem gewisse, ähnlich gebaute Gewächse von gleichem Charakter und gleichem

Stimmungseindruck sich einer zweiten, dritten Gruppe u. s. w., wiederum von je einem eigentümlichen Typus, gegenüberstellen.

Näheres hierüber, d. h. die Auswahl der betreffenden Vegetabilien nach beiden Seiten ist Sache der Pflanzenkunde und Pflanzenphysiologie, welche mit genauer Kenntnis der Blumen, Sträucher und Bäume diejenigen zu bezeichnen hat, welche an Höhe, Belaubung, Blütenstand und Farbe entweder eine gewisse Gleichartigkeit oder Verschiedenheit unter einander an sich tragen. Zartheit und Zierlichkeit des Bau's, schlank und leicht aufstrebende Kraft, schweigender, düsterer Ernst, schwellende, strotzende Lebensfülle sind solche Eigenschaften und Stimmungen, nach denen der Gartenkünstler die Gewächse zu einheitlichen Gruppen zu verbinden hat, so daß sie, jede in ihrer Weise, auf den Beschauer ästhetisch zusammenstimmend wirken.

Bezüglich der Farbe wird diese einheitliche Stimmung selbstverständlich nur dann erreicht, wenn man innerlich verwandte, also komplementäre Farben und deren Nüancen zusammenstellt, während inkomplementäre, weil sich untereinander widersprechend, uns abstoßend berühren.

Nach der andern Seite können aber auch gegensätzlich gestaltete Gewächse vorteilhaft mit einander verbunden werden, indem nämlich ihre Verschiedenheit sich gegenseitig an einander ergänzt und zu einer um so wohlthuendern Einheit aufhebt. Fein gefiedertes und breitblättriges Laub, lichtgelbe und dunkelgrüne Färbung, schmaler, schlanker Wuchs und vollgewölbte, massige Rundung u. ähnl. sind solche sich ergänzende und eben dadurch stimmungsvoll wirkende Gegensätze.

Auf diese Gesichtspunkte als Bedingungen für die ästhetische Anordnung der Gewächse hingewiesen zu haben, muß der Ästhetik der Gartenkunst genügen, während die spezielle Auswahl der Gewächse für den jedesmaligen Fall, wie gesagt, Aufgabe der exakten Botanik ist, deren Kenntnis deshalb auch dem Gartenkünstler unter allen Umständen zu Gebote stehen muß.

Halb nach solch instinktiven Gesichtspunkten, halb nach vernünftigen, allgemein anerkannten Grundsätzen verfährt die kurvische Gartenanlage bei der Anordnung der einzelnen Teile und hat sich auch auf diesem schwankenden Gebiete eine gewisse Sicherheit zu eigen gemacht, der man im Ganzen mit Genugthuung beistimmen kann.

Von den Blumen macht die kurvische Anlage bescheidnen Gebrauch, weil es ihr, der Nachahmerin der Natur im Ganzen, vor Allem auf ein Gesammtbild derselben, auf den Anblick der grünen Vegetation überhaupt, weniger auf den bunten Blumenschmuck am Boden ankommt. Die frische Rasenfläche, die blätterreichen oder blühenden Büsche, die Baumgruppen mit breitem Laubdach gelten ihr das Meiste; die Blumen, unscheinbarer und zarter, kommen daneben spärlicher zur Verwendung. Und zu noch größerer Bescheidenheit treten sie zurück, da die kurvische Anlage sie nicht, wie die geradlinige, in langgestreckten Beeten dahinführt, wofür ja die freie Natur gar keine Analogie bietet, sondern sie nur entweder vereinzelt, oder in beisammenstehenden Gruppen über den Rasen verteilt.

Zur Einzelstellung wählt sie, auch hierin dem Vor-

gange der Natur folgend, nicht die kleinblütigen, die sich ja in der Vereinzelung verlieren und unser Bedauern erregen würden. Auch nicht die edelsten und schönsten setzt sie der rauhen Freiheit des Himmels aus: solchen hält sie lieber, als Bouquet oder Strauß im Glase, ein Plätzchen auf dem Arbeitstisch am Fenster bereit, oder ordnet eine Auswahl davon rings um den Rand einer flachen Wasserschale, wo sie dem erfreuten Auge tagelang den frischesten Anblick bieten, verweist sie aber nicht, in Töpfen auf Blumentischen zusammengestellt, in einen luft- und lichtlos dunkeln Winkel des Zimmers, wo sie elendiglich verkümmern. Nur imposante Gewächse hält die kurvische Anlage — vollkommen richtig — zur Einzelstellung für tauglich: stattliche Lilien oder Rosen, oder hochwüchsige, schönblühende Blattpflanzen, wie Caltha, Rhododendron u. ähnl.

Haufenbeete dagegen, kreisrunde oder ovale, formt die kurvische Anlage — ebenso passend — aus jenen kleinbütigen Blumen, die nur als Massenanblick von Wirkung sind, wobei sie entweder das ganze Beet aus einer Sorte, also einfarbig formiren kann; oder aber sie ordnet, um die lebensvollere Wölbung zu erzielen, komplementärfarbige zu konzentrischen Kreisen, die niedrigsten am Rande, die höhern nach der Mitte zu — das Ganze fast ein kleiner Wald von Blumen, als wollen auch die sonst verachteten einmal durch stolze Geschlossenheit imponieren. Gewölbte Beete aus hohen und zugleich schönblühenden Pflanzen, z. B. aus Rhododendron, nehmen sich, zumal in ovaler Streckung, um so stattlicher aus.

Gesträuche führt die kurvische Anlage in größern Gärten und öffentlichen Promenaden zunächst längs der Wege dahin, wo der einförmige Rasen belebt werden soll, aber so, daß die vor- und zurücktretenden Gebüsche die gefälligen Bogen einer Wellenlinie, jedoch ohne tote Gleichförmigkeit, als ihren fortlaufenden Vorderrand auf der Rasenfläche darstellen. Und bedeutsamer noch stellt sie Gebüsche an die Biegungen der Wege, wo der Rasen einen Vorsprung macht und die zeugende Bodenkraft sich gleichsam von zwei Seiten her ansammelt, so daß sie es am Punkte dieser Steigerung — eben in der Biegung des Weges oder Rasens — nun auch zu wirklichen Gewächsen, ja zu einer dicht stehenden Gruppe solcher bringt. Auch über die innere Rasenfläche, wo ja einzelne Blumen zu winzig erscheinen würden, und doch Kahlheit vermieden werden muß, streut die kurvische Anlage einzelne vollaubige oder schönblühende Sträucher, größere oder kleinere, je nach der Breite der Fläche, als kleinste mit Vorliebe kriechendes Nadelgehölz oder niedrige, breitblättrige Blattpflanzen, die hier zu den höhern Gebüschgruppen oder einzelnen Bäumen in der Nähe wie kleine Schläfer oder kauernde Zwerge erscheinen.

Der kleine Hausgarten duldet natürlich nur kleinere Sträucher und verteilt sie auch vereinzelter über die Fläche — etwa so, wie die Kinder des Hauses bei gewissen Spielen Aufstellung in berechneten Distanzen nehmen, wobei die größern, wie tonangebend, die Mitte behaupten, während die kleinern sich seitwärts nach dem Rande zu postieren.

Jedoch darf man der Anordnung, wenn sie gleich künstlerisch ausgeführt ist, nichts Erzwungenes ansehen: ganz absichtslos, wie gedankenlos hingestreut muß sie erscheinen. Die scheinbare Willkür der Natur ist auch hier die höchste Kunst.

Eine ungleich kräftigere Steigung, als die Wölbung, ist für die kurvische Anlage der Kegel, oder — was hier als gleichbedeutend gelten darf — die Pyramide, die besonders in dem ansteigenden, kreis- oder ovalförmigen Blattpflanzenbeet, dem bevorzugten Prachtstück der neuern Blumistik, die dankbarste Anwendung findet. In lauter konzentrischen, immer engern Kreisen, und aus Anfangs niedrigen und nach der Mitte zu immer höhern Gewächsen gewinnt die Gartenkunst hier eine Anlage, die sowohl die schönsten Erzeugnisse der Vegetation, wie die geschmackvollsten Leistungen ihrer eigenen Erfindung in sich vereinigt und daher wohl als die vollendetste Schöpfung der heutigen Gartenkunst betrachtet werden darf.

Als äußerster, niedrigster Kreis, also als Einfassung, läuft ein Grasstreifen um das Ganze herum, die naturgemäßeste Überleitung von der umgebenden Rasenfläche des Bodens zu der Anlage selbst. Weiter folgt ein Kreis von dem etwas höhern und dunklern, hartblättrigen Epheu, und nun folgen, immer enger und höher werdend, Kreise dankbarer, langblühender Blumen, wechselnd mit Lilien und Schilfgewächsen, und endlich, die letzten und höchsten Kreise bildend, stolzblättrige Blattpflanzen, wie Gummibäume und Palmen, Canna's und Caltha's, u. a., deren imposanteste den dominierenden Mittelpunkt einnimmt.

Auch die Rose, die artenreichste und schönste Blume unserer vaterländischen Flora und von verschiedener Höhe, läßt sich zu einer pyramidal konzentrischen Anlage verwenden: die äußersten Kreise wieder aus niedrigem, unscheinbarem Grün, wie oben, dann aber die Rosen selbst in immer höhern und edlern Sorten und immer stolzer zur Mitte ansteigend, wo schließlich die würdigste als Königin thront.

Im größten Maßstabe und in den freiesten Umrißlinien führt die Gartenkunst die Wölbung in den Baumgruppen durch, wozu ihr schon die natürliche Rundung der Baumkronen die Hand bietet: denn diese Naturgestalt jedes einzelnen Baumes hat die Gartenkunst auch bei der Zusammenstellung der Bäume zu Gruppen einfach zu wiederholen und jede derselben zu einer ebensolchen, nur breitern Rundung zu erweitern. Und zwar gewinnt sie solch gerundete Gruppen dadurch, daß sie in die Mitte höhere, an den Rand niedrigere Stämme pflanzt, mit denen sich die eine Gruppe von der nächsten scheidet; oder aber sie läßt, noch bemerkbarer, sich eine offene Stelle des Bodens zwischen je zwei Baumgruppen einschieben, so daß jede Gruppe, besonders gegen den lichten Himmel gesehen, als vollständiges Ganzes von eigentümlichem Charakter gewürdigt werden kann. Dabei muß jedoch der Übelstand vermieden werden, daß man die einzelnen Baumgruppen durch größere kahle Wiesenstrecken von einander trennt; vielmehr müssen stets einzelne Bäume oder Gebüsche den Übergang von einer Gruppe zur andern vermitteln und den schroffen

Abstich zwischen Baumpflanzung und Wiesenfläche vermeiden helfen.

Ebenso dürfen die Baumgruppen sich nicht typisch gleichförmig wiederholen: die rundliche Wölbung darf auch bisweilen mit einer unregelmäßigern Linie wechseln, indem die höchsten Bäume nicht in der Mitte, sondern, eben der Abwechselung halber, auch einmal an den Seiten oder hart am Wege stehen. Aus demselben Grunde freier Naturwüchsigkeit vermeide man es auch, Bäume und Baumgruppen in immer gleichen Distanzen auseinander zu halten: näher oder ferner von einander, immer beliebig wechselnd, frei und zufällig gewachsen müssen sie erscheinen.

Sämmtliche Gruppen aber, wenn man sie sich fortlaufend dahinziehen sieht, bilden mit ihren Laubkronen eine sanfte, sich auf- und abwiegende Wellenlinie, die vielleicht mit einem ähnlich geschwungenen Höhenzuge in der Nähe ebenso lieblich kontrastiert, wie rivalisiert. Der Bergrücken fängt in dieser Gegensätzlichkeit für die Phantasie an, lebendig zu fließen, wie die schwanken Wipfel der Baumkronen, und diese wiederum nehmen etwas an von der ruhig hingebreiteten Unbeweglichkeit des bogigen Höhenzuges.

Der ähnliche Wechsel, wie hier im Höhenprofil der Baumgruppen, wiederholt sich im auslaufenden Vorderrande derselben. Denn wenn schon die Natur ihren urwüchsigen Wald sich unten am Bergabhange in unbestimmbar freien Linien verlaufen läßt, so ist auch für die künstlichen Baumgruppen der im Ganzen wellenförmig geschwungene Vorderrand unverkennbar vorgezeichnet. Eine Baumpartie

springt gerundet oder eckig auf die Wiesenfläche vor, die nächste tritt mit eingezogenem Bogen nischenähnlich zurück u. s. w., alle aber mit jener zwanglos freien Linienführung, die nicht das Mindeste von mathematischer Strenge an sich hat.

Vereinzelt lösen sich dann wohl hier und da einige Bäumchen von ihrer Gruppe ab und stehen entweder als Füllung in den leeren Nischen, oder sie rücken, wie ausgesandte Späher, auf dem occupierten Terrain still lauschend vor. Besonders schöne Bäume, seltene Exemplare von Ausländern, eine stämmige Eiche mit spitzgezahntem Blatt, eine federfein geblätterte Akazie (**Robinia, Gleditschia**), eine dunkelrotblättrige Buche, eine stattliche Ulme u. ähnl. ehrt man durch die höhere Auszeichnung, daß man ihnen einen Ehrenplatz in den öffentlichen Anlagen am Vorderrande von Gebüschen, an einer vorspringenden Biegung des Weges u. s. w. anweist: ihrer Seltenheit, ihrem ästhetischen Werte gebührt eine solch bevorzugte Stelle.

Es mag eine noch unbeantwortete Frage sein, wie es gekommen, daß gerade das englische Volk die Natur und das in ihr vorgebildete Kurvenprincip als maßgebend für die Gartenanlage habe erkennen und dieselbe auf diese einzig richtige Grundlage habe stützen können. Ist es doch eine zugestandene Thatsache, daß dies wesentlich realistische, technische, merkantile Volk für die ideale Auffassung der Dinge, für das Verständnis tiefer Geistesprobleme sich, mit einzelnen glänzenden Ausnahmen, von jeher nicht sehr

befähigt erwiesen und selbst geistig und symbolisch Gemeintes immer nur naiv wörtlich aufgefaßt hat, wie die mythischen sechs Schöpfungstage der Welt und die göttliche Einsetzung des Feiertags nach der Mosaischen Darstellung. Und diese Beschränktheit ist so sehr Überzeugung bei diesem Volke, daß sie sich zu jener bigotten, alle Stände knechtenden Sonntagsfeier befestigt hat, die das absolute, gedankenlose Nichtsthun für gottgefällig und selbst weihevolle Kunsteindrücke für irreligiös hält! Ein solches Volk, sollte man meinen, habe doch auch in das Wesen der Natur keinen Blick thun können, um die damals so gut wie noch nicht vorhandene Gartenkunst auf ihr ideales Princip zu begründen. Aber gerade, daß es die Natur war, wo sich diese Erfindung vollzog, kein Gebiet des Geisteslebens, nicht die Religion, die Kunst u. s. w., erklärt die Thatsache, auch ohne daß gerade Tiefblick in das Wesen der Natur dazu erforderlich gewesen wäre.

Englands insulare Lage, seine von der Seeluft stets feucht gehaltene Vegetation, zugleich mit dem Wechsel lieblicher Waldgebirge und fruchtbarer Ebenen und Wiesenflächen macht diesem Volke seine landschaftlich schöne Natur doppelt lieb, legt ihm, das mehr als jedes andere die stürmische Unsicherheit der See und Seefahrt kennt, den Wunsch nahe, von den bequemern Reizen seiner Natur den möglichst dankbaren Gebrauch zu machen, sie möglichst dicht an das Haus zu trautem Genusse heranzuziehen — „ein Herantreten der Landschaft bis vor unsere Thür", wie Fürst Pückler es abermals höchst treffend nennt — und nach Art

des Hauses mit behaglichem Komfort auszustatten. Denn dies Bedürfnis ist in England so allgemein, daß auch der bescheidenste Landbesitzer ein kleines, reizendes Gärtchen am Hause hat.

Also nicht philosophischer Tiefsinn, nicht das dichterisch beseelende, sich sinnig in die Natur versenkende Gemüt, sondern die Natur selbst hat den englischen Garten zumeist geschaffen; das Volk aus sich heraus hat das Wenigste dazu gethan. Aus ihr, der Natur, wächst der Garten hervor, auf ihrem Boden breitet er sich aus, mit ihren Erzeugnissen schmückt er sich: sie ist seine Grundlage, sein Inhalt, sein — Ideal. Nicht die Künstelei mathematischer Linien, nicht die Starrheit architektonischer Formen hat ihn in's Leben gerufen, noch darf sie ihn beherrschen, nicht die Anhäufung prächtiger Menschenwerke darf sein Zweck sein, sondern einzig die freie, frische Natur, die deshalb auch aller menschlichen Thätigkeit am Garten allein Vorbilder und Fingerzeige zu geben hat. Von dieser gesunden Überzeugung sind schon die frühesten Theoretiker Englands beseelt gewesen, jene Philosophen und Künstler, wie Baco, Milton, Addison, Kent u. a., in denen die Idee des Naturgartens zuerst Gestalt gewann.

Nach Baco's Plane muß der Garten am Eingange oder am Hause einen Rasenplatz, am Ausgange eine Gebüschpflanzung, die sog. „Wildnis", enthalten, und die Mitte nimmt der eigentliche Garten ein, an den Seiten von schattigen Laubgängen eingefaßt. Im Mittelpunkte des Gartens aber wünscht Baco einen kleinen Berg mit zierlichem Lust-

häuschen oben sich erheben zu sehen, zu welchem Stufen von drei Seiten hinanführen.

Auch Milton ist ein ebenso begeisterter, wie specifisch nationaler Vertreter des neuen Stils, indem er diesem sogar die Ehre anthut, daß er sich schon das „Paradies“ der Bibel, den „Garten Eden“, als im englischen Stil vom lieben Gott angelegt vorstellt. Nach seiner Schilderung im „Verlorenen Paradiese“ (4 Ges.) ist jener älteste Urgarten nichts Anderes gewesen, als ein wildschöner englischer Naturgarten.

Addisson's Hausgarten war gleichfalls ein Stück Land von der möglichsten Mannigfaltigkeit, Baum- und Blumengarten, Gemüse- und Grasplatz zugleich, Blumen und Gebüsche regellos darüber hingestreut, ein Bach durch das Ganze fließend, oder wenigstens ein plätschernder Springbrunnen es belebend.

Kent erst, welcher Maler, Baumeister und Gartenkünstler in einer Person war, führte mit ebensoviel Natur- wie Schönheitssinn den rohen Naturgarten seiner edlern Gestalt entgegen, indem er die gebogene Linie der Vegetation in den Garten einführte, dem Wasser einen gekrümmten Lauf gab, auf der Rasenfläche ausgewählte Blumen und Gesträuche zerstreut anpflanzte, durch den Baumschlag lichte Durchsichten in's Freie eröffnete u. s. w. — Alles nach dem künstlerisch verklärten Ideal der Natur im Landschaftsgemälde, dessen thatsächliche Nachahmung der Garten, Kent's Überzeugung nach, sein sollte; und dasselbe Prinzip des freien Naturstils dehnte sodann Whately auch auf den Park aus.

Wie tief übrigens das Bedürfnis nach dem freien Stile war, dafür spricht, daß auch der Franzose Rousseau von seinem genialen Natursinn, und zwar völlig selbständig, ohne jede Einwirkung von England aus, auf das nämliche Ideal geleitet wurde. Ja seine kühnen Forderungen gehen sogar noch weiter, als die Grundzüge der englischen Anlage, wenn er die edeln Gartenblumen mit wildwachsenden, wohlriechenden Kräutern zu vermischen räth und den Garten, falls er keine Umfassungsmauer hat, mit einer stachligen, schützenden Hecke von Ahorn, Weißdorn, Stechpalmen u. dgl. umschlossen sehen will — Vorschläge, die wir, als echt künstlerische, zu unserer Überraschung von dem Begründer der modernen Gartenkunst, dem Fürsten Pückler, thatsächlich angewandt und dadurch in ihrer Richtigkeit bestätigt wiederfinden.

Innerhalb der deutschen Kunst ist der schweizerische Idyllendichter Geßner der Erste, der eine Natur im freien Stil seinen mythologischen Schattengestalten zum Schauplatz giebt.

Eins ist bei all den Genannten, trotz ihrer Verschiedenheiten in der Einzelausführung, unverkennbar: die Grundlage, von der sie ausgehen, und das Ideal, wonach sie streben, ist die Natur: der Garten soll nur verschönte Natur, idealisierte Landschaft sein. Auf diese letzte Basis weisen all die Erfordernisse zurück, welche sie für den neuen Stil als wesentlich stellen: daß z. B. der Garten auch unebenen Boden enthalten müsse, wie die freie Natur, daß der ganze Reichtum der Vegetation, Blumen

und Gebüsch, Wiese und Wald in ihm vereinigt sei, daß auf der Wiese Herden weiden und ein Bach vorüberfließe — alles so stehende und ureigne Züge einer jeden Landschaft, daß ein Garten mit diesen Eigenschaften notwendig Naturcharakter bekommt.

Einförmiger dagegen war die ursprüngliche Anlage des englischen Park's mit dem Schloß, da er sich nur als einförmiger Gegensatz von üppigen Wiesenflächen mit dem unvermeidlichen Vieh, und imposanten oder malerischen Waldpartien dahindehnte, meist nur von einem Wege durchschnitten, das Schloß selbst einsam gelegen und häufig unbewohnt, so daß die Tiere bis hart an die Treppenstufen herankamen — wie man dies selbst jetzt noch in England nicht selten antrifft.

An derselben Grundforderung des englischen Gartens, der Naturtreue, hält nun zwar auch dessen eigentlicher Begründer oder doch Reformator, Kent, noch fest, geht doch aber zugleich über den rohen Naturstandpunkt dadurch hinaus, daß er für die erste künstlerische Gestaltung des Naturgartens — etwa zwischen 1720 und 30 — bereits ein Ideal aus der Kunstwelt, nämlich das Landschaftsgemälde als Vorbild aufstellt, welches ja eben sosehr an der Natur in ihren Grundzügen festhält, wie es anderseits eine verklärende Zurichtung der wirklichen Natur für menschlich ansprechenden Genuß ist. Eigentümlich, daß man sich für den kunstmäßig herzurichtenden Garten beidemale, wo diese Aufgabe zu lösen war, nach einem bereits vorhandenen, untrüglichen Modell außerhalb der Natur umsah:

der Palastarchitektur für den französischen, dem Landschaftsgemälde für den englischen Stil — als habe man der eignen Phantasieerfindung denn doch nicht recht getraut und in der Natur allein nicht genug kunstwürdige Gesetzmäßigkeit gefunden.

Tiefer aber noch, nämlich im allgemeinen Zusammenhange der Kulturentwicklung betrachtet, ist auch der englische Garten — was schon beim französischen der Fall gewesen war — als ein Ausfluß des damaligen Zeitgeistes zu fassen: jener Sturm- und Drangperiode um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nämlich, die im gesamten Geistesleben, wie in der öffentlichen Sittlichkeit alle Schranken des Gesetzes, des Anstandes, der Scham u. s. w. niederreißen und die vermeintliche Zügellosigkeit der Natur auf den Thron heben wollte. Hiermit war selbstverständlich auch in der naturverwandten Gartenkunst die französische Geradlinigkeit principiell beseitigt und die Naturfreiheit als das einzig berechtigte Princip proklamiert.

Es war ganz im Charakter dieser Durchbrechung aller festen Formen zur Willkür und Roheit, daß die frühesten Gärten des neuen Stils, auch in Deutschland, noch etwas Wildes an sich trugen: verwachsene Gebüschmassen mit wirr hindurchgeschlungenen Wegen und besonders eine eitle Anhäufung ausländischer, auch als Fasanerien dienender Gehölze, die notwendig zur Vernachlässigung der schönen einheimischen Bäume führen mußte. Unläugbar aber weist auch diese tiefere Begründung des englischen Stils, die aus dem Zeitgeiste nämlich, auf die Natur als letzte Instanz

zurück, wie sie ja schon für den beschränktern Volksgeist — den englischen meinen wir, der den Stil erfunden — das treibende Motiv gewesen war.

In seiner spätern, veredelten Gestalt nun, nach Überwindung jener ursprünglichen Roheit, ist der englische Hausgarten ein kleines Landschaftsidyll lieblichster Art. Der grüne Naturboden bildet als Rasen oder Wiesenteppich seine Grundfläche; regellos sind Blumenbosquets, Gesträuchgruppen und mäßige Bäume darüber hingestreut; lustig plätschernd murmelt ein klarer Quell über Gestein, kleine Wasserfälle bildend; kiesbestreute Wege durchziehen in freien Windungen die grüne Fläche und führen entweder zu traulichen Ruheplätzen im Gebüsch, oder zu erhöheten Aussichtspunkten über die nächste Umgebung hinweg in die duftig verdämmernde Ferne. Lauben endlich, näher oder ferner vom Hause und je nach dem Stande der Sonne an verschiedenen Seiten angebracht, und eine sinnvolle Statue an offener und bedeutsamer Stelle vollenden den ebenso naturtreuen, wie idealschönen Garten. Seinen beherrschenden Mittelpunkt aber bildet das zierliche Wohnhaus im leichten Villenstil, von dem aus sich die gesamte Anlage, Anfangs mit einer gewissen Symmetrie, weiterhin aber freier nach allen Seiten ausbreitet.

Hier ist in Wahrheit alles Natur; und selbst, was menschliche Zuthat ist, erscheint in den Naturcharakter umgebogen. Alles im Garten verwendete Material ist reines Naturmaterial, nämlich Erdboden oder Vegetation; alle Anlagen sind in den von der Natur vorgezeichneten

Linien gehalten; jede bewußte Unschönheit oder Gewaltthat ist vermieden, jede künstliche Erfindung und Nachhilfe nach den der Natur selbst abgelauschten Andeutungen ausgeführt. Dieser Garten ist das, was er seinem Begriffe nach sein soll: naturgemäß idealisierte und darum menschlich anmutende Landschaft.

Aber auch der Mangel des englischen Gartens — wenn es ein solcher ist — erklärt sich aus seinem Natururspringe: wir meinen die Gesetzlosigkeit, die Beliebigkeit seiner Einzelanordnung, da mit dem Principe der Freiheit innerhalb des bewußtlosen Naturlebens, mit dem schwankenden Begriffe der Kurve die verschiedensten Möglichkeiten der Anlage verbunden sein können, aber auch Mißgriffe nicht ausgeschlossen sind. Denn feststehend sind im englischen Garten nur seine einzelnen, schon von Natur gegebenen oder in der Vernunft begründeten Bestandteile: die Rasenfläche, die Wege, die Vegetation und die beiden mathematischen Kurven, Kreis und Oval; und feste Gesetze für deren Gebrauch lassen sich nur soweit geben, als sie wiederum auf Gründe der Vernunft und der Schönheit gestützt werden können; aber die Spezialbehandlung dieser Teile, die bestimmte Anwendung des Freiheitsprincipes auf jeden einzelnen Fall ist durchaus schwankend.

In welch bestimmten Bogen z. B. die Wege durch den Rasen zu führen seien, und welche Gestalt also den einzelnen Rasenstücken zu geben; an welchen Stellen des Rasens Blumen und Sträucher zu pflanzen, ob sie einzeln oder gruppenweise zu stellen seien; welche Bäume man

passend zu einer Gruppe zu verbinden und an welch geeigneter Stelle dies zu geschehen habe; wo Ruhebänke und Lauben anzubringen, wie das Wasser zu verwenden sei, ob als ruhiges Bassin, ob als murmelnder Quell mit kleinen Kaskaden, oder als plätschernde Fontäne mit steigendem und fallendem Strahl — all dergleichen ist fraglich, teils aus äußern Gründen, die in der jedesmaligen Örtlichkeit und deren Umgebung, in den klimatischen Bedingungen der Vegetation, in der Größe und dem Charakter des Gartens, ob Haus- oder Landschaftsgarten u. s. w., liegen können, fraglicher noch aus dem innern Grunde, nämlich dem Geschmacke des Besitzers oder des Gärtners; und der pflegt denn doch, weil vom Naturell und dem Bildungsgrade der Betreffenden abhängig, manchmal ein sehr tiefstehender zu sein.

Einzig der feinfühlige Schönheitsinstinkt, der selbst nur die innerste, unverdorbene Natur unseres Wesens ist, trägt im letzten Hintergrunde der Seele ein untrügliches Tribunal der Schönheit und lauscht für jeden zweifelhaften Fall den leisen Inspirationen dieser nie irrenden Stimme. Und wer diese Stimme ebenso fein zu behorchen versteht, wie sie unhörbar zart zu ihm spricht, der trifft unter all den denkbaren Möglichkeiten des schwanken Beliebens doch das Richtige, wenigstens vermeidet er Unschönes und Anstößiges. Einem solch feinfühligen Praktiker wird denn auch das gelingen, was als oberste Richtschnur aller freien Erfindung auf diesem Gebiete gelten muß: Nichts in der ganzen Anlage des Gartens darf unnatürlich erscheinen,

Nichts darf nach Absicht, Berechnung, Zwang u. dgl. aussehen, sondern muß jene unbestimmbare und doch entzückende Willkür des Naturwachstums zeigen, in der sich Freiheit und Gesetz, Zufall und Plan unbemerkt und ungesucht die Hand reichen. Gelingt dem Gärtner dieser Schein völliger Absichtslosigkeit, als habe die Natur selbst all das Schöne freiwillig hervorgebracht, so hat er hiermit das Höchste seiner Kunst erreicht: denn die wieder zu Natur gewordene Kunst ist die vollendete.

Ob man diese Unsicherheit des Spezialverfahrens im englischen Garten einen Mangel nennen darf? — Nur für den unfähigen, nicht vom Schönheitsinstinkt geleiteten Praktiker ist es ein solcher, da dieser unfehlbar Gefahr läuft, bloß subjektiv für schön Gehaltenes, das aber im Grunde nur apart oder überraschend ist, als wirklich Schönes im Garten anzubringen. Im Ganzen aber wird man bei einem Principe, wie dem kurvischen, nicht von Mängeln reden dürfen, dessen freiem Linienschwunge wir den englischen Garten überhaupt, dies Ideal seiner Gattung, verdanken, über welches keine spätere, noch idealere Stufe hinausgehen kann. Ist das kurvische Princip einmal das einzig mögliche für die Gartenkunst, so kann man sich einzelne Verstöße gegen dasselbe schon gefallen lassen, wie sie ja keinem edeln Kulturgebiete jemals erspart geblieben sind. Mit der zunehmenden Bildung für das Schöne, die wir von der Zukunft erwarten dürfen, werden auch die Geschmacklosigkeiten gegen das Schöne mehr und mehr in Wegfall kommen.

Wohl aber liegt, wenn man einmal trüben Befürchtungen Raum geben will, eine Gefahr nahe, in welche der englische Garten schlimmsten Falls einmal gerathen könnte: die Gefahr nämlich, daß gerade dieser naturtreue Garten von den hochgehenden Wogen des heutigen Materialismus wieder in die unveredelte Roheit der wirklichen Natur zurückgeschleudert werde. Denn der Materialismus hat bekanntlich vor den edeln Gütern der Menschheit überhaupt keinen Respekt, vielmehr beutet er die Natur bloß nach ihrem praktischen Nutzen aus, fordert von der Wissenschaft gleichfalls nur technisch brauchbare Resultate, von den Künsten nur sinnlichen Effekt und Genuß, in fast allen Zweigen der Kunstproduktion ist das Schaffen stil- und formlos geworden — wie nahe liegt es da, was edlere Geister aus der Natur gemacht, ihr wieder zu entreißen und sie, rückwärts, wieder zu bloßem Wachstum zu vergröbern, mit all dem trivialen Ballast von Gemäuer, Brücken, Baumstümpfen u. dgl., wie die Chinesen sie mit falscher Naturtreue in ihren sogenannten Gärten anhäufen!

Dazu kommt, daß der Garten selbst von vornherein kein ideales Geistesprodukt ist, sondern nur Natur, nur ein wenig veredelte Natur; und gerade dasjenige Volk, welches ihn geschaffen, ist bei dessen Anlage nicht von höheren Gesichtspunkten, nicht von tieferer Begründung ausgegangen, sondern nur von der Naturfrische seiner Landschaft, also von einem äußern, zufälligen Motive geleitet worden — der schwächste Punkt des englischen Gartens,

wenigstens dann, wenn man sich bloß an seine Entstehung hält: denn da entbehrt er allerdings der innern Notwendigkeit und bietet keine Garantie für dauernden Bestand, würde auch äußere Angriffe nicht durch das Verteidigungsmittel innerer Gründe abwehren können. Es würde, so betrachtet und die tiefere Berechtigung des englischen Gartens außer Acht gelassen, in der That nicht viel dazu gehören, ihn von seiner Schönheitshöhe wieder herabfallen und wieder gemeine Natur werden zu lassen, wie sie draußen überall wirr und wild ausgebreitet liegt. Doch auch hier getrösten wir uns des bessern Sinnes der Menschheit, vor allem ihres idealen Grundzuges, daß sie sich etwas Edles, zartsinnig und schön Geschaffenes nicht wieder werde entwinden lassen, zumal wenn, wie im vorliegenden Falle, die junge Schöpfung auf dem Boden der Natur liegt und nur deren ideale Schönheit darstellen will, der Natur, die denn doch wohl ein achtungswerteres und zwingenderes Vorbild ist, als vage Menschenerfindung ohne solch feste Grundlage.

Gebührt nun den Engländern ohne Zweifel der Ruhm der Initiative, wenn sich's um die Erfindung des kurvischen Gartenstils handelt, so sind wir Deutsche doch sehr bald ihre berufensten Nachfolger und die Weiterbildner ihres Werkes geworden. Denn wir haben, vermöge unseres tiefern Naturells, der neuen Kunst nicht nur die erste wissenschaftliche Begründung gegeben (Sulzer), sondern sie auch mit ebensoviel Natursinn wie Kühnheit über die englische Erstlingsgestalt hinausgeführt, und zwar ganz

im Geiste der Erfinder, den Garten vor allem idealisierte Natur sein zu lassen. **Hirschfeld** (nach 1770) und v. **Sckell** (nach 1800) sind die frühesten Bahnbrecher für den neuen Stil auf deutschem Boden gewesen: Hirschfeld mit dem Bestreben, den englischen Garten zu einem „deutschen" umzuschaffen, für dessen Naturtreue er die ganze Wärme seiner Überzeugung einsetzte („Theorie der Gartenkunst." 5 Bde. 1777—1782), und v. Sckell mit seiner höchst natürlich aussehenden, malerischen Laubgruppirung und den ebenso einfach schönen Wasserstücken „Beiträge zur bildenden Gartenkunst." 1818.)

Unter den neuern Gartenkünstlern ragen **Fürst Pückler-Muskau** und **Lenné** als die genialsten hervor: Ersterer, der wohl als der Begründer der heutigen Gartenkunst gelten darf, mit den großartig gedachten und kühn durchgeführten Landschafts- und Parkschöpfungen in seiner lausitzischen Heimat („Andeutungen über Landschaftsgärtnerei." 1834) und Lenné mit den aus dem märkischen Sande hervorgezauberten Rasen- und Blumenparadiesen bei Berlin und Potsdam, sowie — um anderer Beispiele nicht zu gedenken — mit den wundervollen Landschaftsanlagen bei Dresden nach dem großen Garten hinaus, wo gleichfalls der undankbarsten Wüstenei eine unvergleichlich schöne Vegetation entlockt worden ist.

Und so darf denn wohl **der englische Garten in seiner heutigen Vollkommenheit**, ohne daß wir Deutsche uns dabei der Anmaßung schuldig machten, als **die gemeinsame Schöpfung** der beiden stamm- und

geistverwandten germanischen Völker, der Engländer und der Deutschen, angesehen werden. Jene empfingen die Anregung dazu von ihrer meerfeuchten, immergrünen Landschaft und brachten zu dieser in ihrem Naturell den Sinn für behagliche, anheimelnde Existenz hinzu, welche sie hier aus ihrer Häuslichkeit auf die Natur übertrugen. Und uns Deutsche befähigte für Aufnahme und Fortbildung dieses gesunden Stils unser für poetische Auffassung und symbolische Deutung der Natur reichbegabtes Gemüt, dessen idealistischem Grundzuge die laubfrische Wald- und Gebirgsnatur unserer nord- und mitteldeutschen Heimat einladend entgegenkam, während die überragende Pracht der süddeutschen Alpenwelt das Ersatzmittel künstlicher Gartenanlagen nahezu überflüssig macht. Nur bei fürstlichen Residenzen gehört zum vollen Hofstaat auch die Dienstbarkeit einer künstlich verschönten Natur, die man leider nur zu oft wieder mit naturfremden Prunkstücken verkünstelt. Der höchste Adel aber, auch der der Natur, ist einfache Schönheit.

Was nun in der modernen Gartenkunst, und besonders der deutschen, seit etwa 40—50 Jahren Neues und Fortbildendes geschehen ist, verdanken wir in erster Linie dem genialen Fürsten Pückler und dessen, an einem Aristokraten doppelt schätzenswerten demokratischen Bestrebungen. Der Fürst forderte nämlich, daß der Garten sich nicht mehr vornehm, wie bisher, auf fürstliche und adlige Parks um die Schlösser herum beschränken dürfe, sondern daß man auch das bürgerliche Wohnhaus mit dem so naheliegenden Naturschmuck eines Gartens zu umgeben

habe. Und dies mit vollem Recht, da ja der Naturgenuß am Hause keins von den angemaßten Privilegien des Adels sein darf, und Natursinn im schlichten Mittelstande vielleicht häufiger angetroffen wird, als in der verbildeten und anspruchsvollen Aristokratie, die von ihren ausgedehnten Lustgärten und Parks oft nicht einmal hinlänglich dankbaren Gebrauch macht.

Und wirklich hat sich, seit Fürst Pückler diesen volkstümlichen Grundsatz thatsächlich zur Ausführung brachte, die Liebe für Gartenanlagen in den gebildeten Ständen gemehrt. Nicht bloß, daß Privatbesitzer, wenn ihr Haus in der freien Natur liegt, es mit einem Blumen- und Lustgarten umgeben; nein, sie erweitern auch günstigen Falles, nach Pücklers Vorgange, den bescheidenen Hausgarten zum freien Landschaftsgarten und führen in beiden eine Anlage, einen Stil durch. Aber auch auf größere Dimensionen wendet man das neue Princip an, indem man in großen, günstig gelegenen Städten die gartenreichen, offenen Vorstädte in die grüne Natur sich ausdehnen läßt, nicht allein mit dem Hinausrücken von Neubauten in's Freie, sondern auch so, daß die Gärten der Vorstädte sich in die an sie anschließenden öffentlichen Promenadenanlagen, und die ausmündenden Straßen der Vorstädte sich in die breiten Promenadenwege fortsetzen. Überall wächst hier, wie man sieht, die ursprüngliche und die veredelte Natur, der Blumengarten und die gebüsch- und baumreiche Landschaft, Privatbesitz und städtisches Areal fast unterschiedslos zu einem schönen Total zusammen.

Nach dieser ausführlichen Darlegung der beiden Stile noch ein abschließendes Wort über deren wirkliche und mögliche Verbindung.

Es ist eine im Begriffe der Entwicklung liegende Notwendigkeit, daß principielle und formelle Gegensätze sich allmählich gegen einander ausgleichen oder miteinander verschmelzen, wobei wertvolle Bestandteile auf der einen oder andern Seite beibehalten, unbegründete und unmögliche aber ausgeschieden werden. Eine solche Verbindung haben beide Stile, wie oben erwähnt, Anfangs in der unorganischen Nebeneinanderstellung ihrer beiderseitigen Eigentümlichkeiten versucht — geradgestreckte Beete, Wege und Waldung neben freigeschwungenen Rasenflächen und zerstreuten Pflanzungen —, später jedoch zu wirklich innerer Mischung in einer und derselben Anlage, selbst von kleinem Umfange, fortgebildet. Und zumal unsere Zeit ist, trotzdem der geläuterte Geschmack dem englischen Stile längst den Vorzug vor dem französischen eingeräumt hat, doch so freisinnig und gegen letztern so rücksichtsvoll, daß sie dessen Geradlinigkeit noch heute in Verbindung mit dem englischen Schwunge zur Anwendung bringt — wie man zugeben wird, nicht ohne alle Berechtigung.

Und diese Berechtigung liegt, wenn man sie auf ihr geheimstes Motiv prüft, darin, daß wir in jeder Gartenanlage, im Hausgarten wie im Park, doch nicht in erster Linie und nicht ausschließlich Natur um uns sehen, sondern uns unserer Machtvollkommenheit über die Natur bewußt werden und ihr auch für das Auge

einen möglichst entschiedenen Ausdruck geben wollen — ein Punkt, wo unser Überlegenheitsgefühl über die Natur denn doch den Sieg über all unsere Naturschwärmerei davonträgt. Aus diesem letztern Motive, unserer Suprematie, erklärt es sich schließlich, daß wir in den Park das Schloß und in den Garten die Villa stellen und nun unwillkürlich die umgebende Natur von diesen Werken abhängig gestalten. Beide sind die gesetzgebenden Diktatoren im Garten und üben eine so unumschränkte, widerspruchslose Gewalt aus, daß sie ihre stumme Linienzeichnung auch noch über die Bodenvegetation ringsum ausbreiten — wenigstens das Schloß mit seiner strengen, imposanten Architektur.

Viereckige Rasenparterre's, von niedrigen, glattgeschorenen Hecken eingefaßt, legen sich wie ein Riesenteppich vor die ganze Breite des Gebäudes, von der vorüberführenden Landstraße oder einer Baumallee kräftig begrenzt, während an den beiden Giebelseiten des Hauses schmalere Blumenbeete, jedoch gleichfalls geradlinig, sich dahinziehen. Aber belebend und ausgleichend legt in die Ecken dieses französischen Rasenkarré's der englische Stil seine Blumenbosquets und stellt in die Mitte eine beherrschende Blattpflanzengruppe oder ein breitgewölbtes Massenbeet. Erst weiter vom Gebäude entfernt und von diesem kaum noch sichtbar, geht die architektonische Strenge der Vegetation wieder in den freien Naturstil mit geschlängelten Wegen und zerstreuten Blumen- und Gebüschgruppen über.

Der gleiche Zwang der Architektur auf die Um-

gebung wiederholt sich bei Bepflanzung öffentlicher Plätze zwischen rechtwinklig geschlossenen Häuserreihen. Solche fast immer viereckigen Plätze nötigen dazu, auch den Rasen- und Gebüschanlagen, welche sie schmücken, dieselbe geradlinige, viereckige Gestalt zu geben, und auch die Wege durch die Anlage müssen dieselbe gerade rechtwinklige Streckung einhalten. Nur, wenn der Platz eine so weite Ausdehnung hätte, daß sein Viereck nicht mit einem Blicke übersehen werden könnte, oder wenn er gar eine unregelmäßige Gestalt hätte, würde man seine Bodenfläche mit freigeschwungenen, englischen Anlagen schmücken dürfen.

Von derselben Möglichkeit, beide Stile miteinander zu verbinden oder wechseln zu lassen, macht die moderne Gartenkunst im kleineren Maßstabe Gebrauch, wenn sie im Hausgarten reguläre Figuren in die kreis- oder ovalförmigen Blumenbeete legt oder sich beide miteinander ablösen läßt, so daß ein Beet eine geradlinige Figurenzeichnung, das nächste eine geschwungene zeigt u. s. w. Nur müssen die geradlinigen Einfügungen sehr sparsam und mit geschmackvoller Anbequemung auftreten, so daß sie den freien Schwung der Naturlinien, und besonders den Gesamteindruck, im Garten Natur um sich zu sehen, nicht stören; selbständig wenigstens und den freien Naturformen gleichgestellt dürfen sie in keiner Weise erscheinen.

Ein in einen Kreis gezeichnetes Quadrat z. B., oder ein in ein Oval gelegtes Kreuz ist unschuldig. Aber ein Kreis mit einem vielspitzigen Stern in der Mitte und lauter kleinen, auf die innere Peripherie gestellten Bogen

würde als herausgeklügelte geometrische Spielerei peinlich wirken: man hätte da nur den Eindruck der künstlichen Zeichnung oder des grüblerischen Scharfsinns, nicht aber den der zwanglos schaffenden Natur, die dergleichen nimmer zu Stande bringen könnte.

Die letzte Konsequenz des Verschmelzungsprozesses beider Prinzipe wird es sein, daß der allein naturgemäße englische Stil die französische Geradlinigkeit schließlich ganz in sich aufsaugt, indem er deren Linearbildungen unvermerkt in die gefälligere Kurvenführung hinüberleitet, die ja denn doch das Vorrecht der Naturverwandtschaft auf ihrer Seite hat und daher auch in Zukunft einmal allein das Scepter führen wird. Ob aber diese Konsequenz, trotz ihrer innern Berechtigung, jemals in ganzer Strenge gezogen werden wird? Ob sich's nicht vielmehr empfiehlt, in der nächsten Nachbarschaft des Schlosses — weniger der Villa — die französische Geradlinigkeit beizubehalten und erst in der entferntern, sich selbst überlassenen Natur, wohin der Zwang der Architektur nicht mehr reicht, die Freiheit der englischen Linienführung eintreten zu lassen — das wird vor der Hand noch eine offene Frage bleiben.

Ihre Entscheidung wird davon abhängen, welche Größe und welche Bedeutung demzufolge das Gebäude hat. Ist es ein imposantes Fürstenschloß, so beherrscht es an und für sich schon seine Umgebung, und auch der Betrachtende überträgt dessen Herrschaft unwillkürlich auch auf die umgebende Natur, die ihm hier nur als willige Dienerin der menschlichen Überlegenheit erscheint. Unter diesem Ge-

sichtspunkte betrachtet, war schon der Grundgedanke Lenôtres, von dem unlautern Nebenmotive der Schmeichelei abgesehen, gar nicht so verwerflich, nämlich die Vegetation des Gartens, als die Umgebung des Palastes, architektonisch, d. h. geometrisch gestalten zu müssen. Hat dagegen schon das Gebäude, die zierliche Villa, in ihrer Anlage etwas von dem leichten, freien Schwunge der Naturlinien — „halb selbst ein Naturbau" sagten wir oben —, so hat sich auch gleich vom Hause aus die holde Regellosigkeit des englischen Naturstils über die ganze Gartenfläche auszubreiten. Ob im Gebäude die Architektur oder die Natur überwiegt, ob wir im Garten zuerst und vorherrschend uns zur Geltung bringen oder die freie Natur walten lassen wollen — darin liegt schließlich die definitive Entscheidung der Frage, ob französisch, ob englisch.

Die sittliche und pädagogische Bedeutung des Gartens.

Mit der Errichtung naturverwandter Kunstwerke und der Beseelung der Pflanzen einerseits, und mit der Durchführung einer gesetzmäßigen Anlage im Garten anderseits ist die Idealisierung der Natur, die Herstellung des Gartens selbst vollendet: die Gartenkunst hat ihre Aufgabe gelöst.

Wie aber die Natur uns Allen zur Freude geschaffen ist, so die idealisierte Natur, der Garten, dem Besitzer zum Genusse; aber gerade er genießt häufig den Garten

am Wenigsten. Schon die nächste Wohlthat desselben weiß er nicht zu schätzen, daß der Blick aus dem Hause nicht wieder auf tote Steinmauern, wie in der Stadt, fällt, sondern in's Grüne, woran Auge und Herz sich erfreut; daß man sich nicht wieder belästigt fühlt vom Staube der Landstraße, vom Geräusch und Qualm der Fabriken und Bahnhöfe, sondern daß laubige Frische, wohlthuende Stille uns rings umgiebt, weitab von den Verirrungen und Lastern der Kultur, die draußen in der Welt uns erwarten. Auch was im Hause geschieht, empfängt eine Art sittlicher Weihe durch die hereinblickende Natur, als müsse alles drinnen Gesprochene und Geschehende lauter und rein sein, offen und klar daliegen, wie vor ihrem heiligen Auge, als müsse es gesund und ungekünstelt sein, wie sie in ihrer göttlichen Ursprünglichkeit.

Aber auch thatsächlich sind die Besitzer häufig undankbar gegen das Glück ihres Besitzes. In den meisten Gärten nämlich sieht man nur den fleißigen Gärtner — leider umsonst — beschäftigt, die „Herrschaft" selbst kommt selten hinein; meistens blickt sie, gelangweilt und gedankenlos, nur durch's Fenster hinaus, statt jede freie Viertelstunde im Grünen umherzuwandeln, oder mit Arbeit und Lektüre sich dort niederzulassen: denn die Stubenluft ist ungesund, und in die freie Natur hinaus kommen die vornehmen Leute ohnehin nicht. Aber so naturfremd sind die gebildeten Stände bereits geworden, und so tief ist die Kluft zwischen Kultur und Natur gerissen, daß selbst die Nächstbeteiligten, die Gartenbesitzer, kein Bedürfnis fühlen nach dem Aufenthalt im Freien, nach dem stillen Verkehr mit der Natur.

Allenfalls kuriose Dinge draußen beachten sie: für die Natur als solche haben sie keinen Sinn, kein Mitgefühl mit ihrer Fülle und Schönheit, kein Verlangen nach ihrem Frieden.

Und doch ist sie in der zerklüfteten Welt noch die einzige Zuflucht für reines Glück, in unserer materialistischen, idealitätslosen Zeit noch der einzige Spiegel jener ursprünglichen Tugenden, die, unserm Wesen als Mahnung tief eingepflanzt, auch für unsere Sittlichkeit allzeit Vorbilder bleiben: der Einfachheit, der Gesundheit, der ungebrochenen Kraft und Frische, die wir, überbildete Zöglinge der Bequemlichkeit, der Genußsucht, des Effekts so gründlich und, wie zu fürchten steht, für immer verloren haben.

Vor Allem gehört die Jugend, die schon ihrer Altersstufe nach der Natur am Nächsten steht, in den Garten: nicht allein mit ihren Spielen, die nur der laute Ausklang ungezwungener Natur- und Lebensfreude sein sollen, sondern mehr noch mit ihren Anschauungen und Eindrücken, mit ihrem ganzen Bildungsgange, sofern er nicht an's Zimmer gefesselt ist. Denn es ist doch ein bedeutsamer Wink der Vorsehung, daß eben die Natur, näher oder ferner, um unsere Wohnstätten her ausgebreitet liegt, sie, durch deren stille Sprache die Gottheit uns am Frühesten zu sich rufen will, wenn wir noch klein und für geistige Offenbarungen noch unempfänglich sind. Auf sie, die grüne Schöpfung, soll zuerst unser kindlicher Blick fallen und sich an ihrer Frische stärken, sich ihre einfachen Formen und Bilder unauslöschlich einprägen. Das große Vorbild aller Ursprünglichkeit und Gesundheit — eben die grüne

Schöpfung — soll das Erste sein, was uns vor Augen tritt; gleich von Anfang wird uns dieser Maßstab in's Leben mitgegeben, um alle spätere Unnatur an ihm zu messen und — zu verurteilen, um alle eigene Erfindung den Naturformen ähnlich zu halten.

In dieser Beziehung ist nun gerade der Garten, diese nächste und veredelte Natur, ein unschätzbarer, leider nicht genug geschätzter Gewinn. Sobald das Kind mit Bewußtsein zu sehen anfängt, sollte man seinen noch ungetrübten Blick, aus der kleinlichen Enge der Wohnstube hinaus, recht fleißig in den freien Garten, draußen, auf Gras und Blumen und Bäume fallen lassen. Mit der grünen Frische vor Augen, würde auch sein Sinn unbefangen und freudig werden: an den gerundeten und geschwungenen Gestalten der Vegetation würde sein Form- und Schönheitsgefühl sich unmerklich üben und bilden; und das so unscheinbar klein beginnende, sich gesetzmäßig fortentwickelnde und zuletzt so wohlgestaltet, so schön dastehende Leben würde ihm nicht nur Achtung vor dem Geheimnis des Wachstums und der sich darin offenbarenden Gesetzmäßigkeit und Zweckmäßigkeit einflößen, sondern die junge Seele auch eine höhere Kraft dahinter ahnen lassen, welche all dies Leben schafft, einen letzten, allweisen Willen, der es sich so gesetzmäßig entwickeln und so herrlich gestalten läßt.

Die Anfänge der Naturkenntnis sowohl, und zwar zunächst der menschlichsten, des Pflanzen- und Tierlebens, wie nicht minder die ersten Grundzüge der Religiosität, der frommen Verehrung eines höchsten Wesens würden, durch

diese kindlichen Erstlingsstudien an der Natur des Gartens gelegt — kindesgemäßer und überzeugender, als die fremdartigen biblischen Scenen der ältesten frommen Urzeit, deren erhabene Größe und Einfalt zwar an und für sich ohne Gleichen, aber für die noch beschränkte Kindesphantasie unvorstellbar sind.

Aber selbst für die praktische Berufsbildung der Jugend könnte der Garten — ganz im Sinne Fröbel's — eine hilfreiche Vorschule werden. Im elterlichen Garten müßte den Kindern ein eigenes Stück Land zu selbständiger Bearbeitung unter Anleitung des Vaters überwiesen werden, Knaben und Mädchen je ein besonderes. Jene, die künftigen Landwirte und möglicherweise auch Haus- und Gartenbesitzer, bestellen ihr kleines Feld, nach den empfangenen Winken, ganz allein und bepflanzen es mit Getreide und Obstbäumen, die Mädchen das ihrige mit Blumen und Gemüsen. Eine bescheidene Laube aus Rankengewächsen zwischen beiden Hälften, innen mit Tisch und Bank und zugleich als Ruhe- und Arbeitsplatz dienend, haben beide Teile sich gemeinschaftlich hergerichtet.

So bereitet man mit heilsamer Körperarbeit in den Freistunden nicht bloß die voraussichtliche Berufsthätigkeit des Mannes und der Hausfrau vor, sondern man lehrt die Kinder auch das Werden der Natur beobachten, weckt in ihnen sowohl das Gefühl der Abhängigkeit von ihr, als auch die dankbare Freude am eignen Besitz und das erhebende Bewußtsein, daß in der Welt Alles erarbeitet, jeder Genuß durch redliche Anstrengung verdient werden müsse, wenn wir seiner wert sein wollen.

Schon seinen Kindern zu Liebe sollte daher kein Vater

so gewissenlos sein, den freien Platz am Hause, nach Abzug der unentbehrlichen Bedürfnisräume, zu etwas Anderm, als zu einem Gärtchen einzurichten. Und die betreffende Behörde vollends sollte überall in Städten und Dörfern, wo irgend hinlängliche Bodenfläche vorhanden ist, keinen Neubau anders gestatten, als wenn der Besitzer sich zur Anlegung eines Gartens am Hause verpflichtet, der für Klein und Groß ungleich segenbringender ist, als Viehställe, Kohlenschuppen und Werkstätten, die sich der Krämergeist unserer Tage auf der ausgerodeten Naturfläche zu errichten beeilt.

Den unausbleiblichen Widerwillen gegen diese Zumutung zu beseitigen, wäre zunächst Pflicht der Schule und der einsichtsvollen Eltern selbst. Aber auch die Presse, die allgemeinste und wirksamste Lehrerin der Menschheit, müßte das Ihrige thun, die widerstrebenden Gemüter für die Segnungen des Gartens zu erwärmen und neben seinen leiblichen Wohlthaten auch auf den wenig beachteten Vorzug hinzuweisen, daß die umschlossene Stille des Privatgartens die bequemste Gelegenheit bietet — mehr sogar, als die freie Natur —, die Jugend von der realen Beobachtung und Thätigkeit zu den idealen Wahrheiten, von der Natur zur Gottheit hinanzuleiten. So würde der Garten ein wenn auch nur bescheidener Kulturfaktor der Völker, ein geistiger und sittlicher Erzieher für ein gesunderes Geschlecht der Zukunft werden — die dankbarste, die weitreichendste Aufgabe, die ihm zu erfüllen beschieden sein kann.

Berichtigungen.

Seite 3 Zeile 6 von oben lies „Werte“! — Seite 4 Zeile 3 von unten lies „hinderlicher“! — Seite 13 Zeile 1 von oben setze : hinter „Vollkommenheit“! — Seite 14 Überschrift füge hinter „Hindernisse“ ein „der Idealisierung“! — Seite 30 Zeile 11 von oben lies „errichten“! — Seite 65 Zeile 14 von unten füge hinter „wir“ ein „mit allen Nicht-Kirchgängern“! — Seite 91 Zeile 2 von unten lies „Auf“! — Seite 100 Zeile 6 von oben setze Komma hinter „einerseits“! — Seite 160 Zeile 14 von oben tilge das Punkt hinter „Gestalt“! — Seite 179 Zeile 8 von unten füge hinter „Vegetation“ ein „in der Gartenkunst“! — Seite 188 Zeile 1 von oben lies „Einwürfe“! — Seite 193 Zeile 1 von oben setze Komma hinter „muß“! — Seite 203 Zeile 11 von unten lies „kleinblütige!“ — Seite 211 Zeile 12 von oben lies „Addison“! — Seite 221 Zeile 10 von oben setze Klammer (vor „Beiträge“)!